AGB
E 439

Dumme Briefe,

Bilder und Chargen,

E 439

Cypressen,

Literatur- und Humoral-Briefe.

K. B. GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Von

M. G. Saphir.

München, 1834.
Druck und Verlag von George Jaquet.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt.

Seite

Dumme Briefe . . . . 1 — 42
Bilder und Chargen . . . . 43 — 110
Literatur-Briefe . . . . 111 — 152
Cypressen . . . . 153 — 186
Humoral-Briefe . . . . 187 — 220

Dumme Briefe.

„Su....r tout que je vois, ma...a foi, pour moi, je....e ne sais que vous di....re, voila ma....a fa....açon de penser.“

Brid'oison.

An Julie.

Neuberghausen.

Ich weiß nicht wo Sie sind, Briefe auf der Post weiß ich Ihnen nicht zu adressiren. Vielleicht finden diese den Weg zu Ihnen. Es war eine schöne Zeit, wo ich die Briefe selbst brachte, und sie in das kleine Fensterchen legte, und gegenüber in dem Hausthore lauschte, bis Ihre schöne Hand sie hinein holte. Es war eine schöne Zeit. Es sind nun sechs Jahre. Es ist indessen vieles geschehen; die Cholera war da und die Revolution, der große Zollverein ist entstanden und der Censor Granow ist ge-

storben; in Wien war Minister-Congreß und in Berlin waren die Elslers, das alles hat mich nicht gerührt, aber daß ich nicht weiß wo Sie sind, ob Sie noch auf dieser Erde leben, die jetzt erst anfängt schön zu werden, wenn ich meine „dumme Briefe" herausgebe, oder ob Sie vielleicht schon dort oben sind, wo keine Post hingeht, selbst nicht die Naglersche Schnellpost, wo also meine Briefe auch nicht hinkommen; denn obwohl ich diese schnurgrade an die Unsterblichkeit richte, so ist es doch möglich, daß sie nicht an ihre Adresse gelangen werden, — das thut mir weh und betrübt mich. Es ist im menschlichen Leben ein Trost, den Ort zu wissen wo ein theures Wesen lebt, wenn man auch sonst nichts von diesem Wesen weiß. Die Sehnsucht hat dann doch einen Punkt auf dem unermeßlichen Ozean seines Gefühls, den es wie die Möve das einsame Schiff umkreis't und darum herumflattert!

Da tauchen sie auf die Bilder aus der ewigen Stadt des Gedächtnisses und stellen sich hinter meinen Schreibstuhl, und gucken mir von allen Seiten über die Schulter und ins Auge, und gießen die rosenrothe Tinte der Vergangenheit in die schwarze der

Gegenwart und in die Streubüchse schütten sie den Goldsand der Erinnerung.

Es war eine schöne Zeit! Sie saßen in der Loge des großen Opernhauses, um Sie herum viel vornehme Herren, in Uniformen und Orden, und sie machten ihnen alle den Hof; was mögen sie Ihnen alles gesagt haben um Ihrem Munde ein Lächlen, um Ihrem Auge einen Blick abzugewinnen. In einem Parquetwinkel aber saß ein armer, unbedeutender Schriftsteller, dem die Natur, als sie ihn auf siebenzig Jahre an das Leben vermiethete, nichts, gar nichts mitgegeben hatte, und das Glück noch weniger, und der seinen Dienst mit nichts antrat als mit einem Herzen voll Liebe und mit einem Geiste voll Wärme, und der jetzt, nach vierzig Jahren, doch von dem Leben noch keine goldne Dienstboten-Medaille bekam; dieser unbedeutende, blutarme Schriftsteller saß im Parquet, und doch galten ihm die süßen Blicke aus Ihren unübersetzbaren Augen, und doch kreiselte sich das seelenbelebende Lächlen Ihres Mundes hernieder zu dem armen Schriftsteller und legte sich selig um sein beseligtes Herz, und dieser arme, unbedeutende Schriftsteller war ich, und Sie

hörten nicht, was Ihnen die vornehmen Herren alle sagten, sondern Sie hörten nur meine Blicke und Sie sahen nur meine Worte die ich dachte; und ich hörte auch nur das süße Geschwätze Ihrer Blicke, und ich sah auch nur den Gesang der innigen Liebe, der aus Ihrem Lächlen zu mir herniederjubelte.

Wenn das Theater zu Ende war, da reichten sie Ihnen das Tuch, den Hut und den Pompadour, und die Diener hoben Sie in den Wagen, ich aber stand in der . . . . . straße, hinter der großen Laterne, und als Sie abstiegen, da fiel das Licht der Laterne auf Sie, und das Licht ihrer blauen Augen auf mich, und ein kleines Zettelchen fiel auf die kleine Treppe neben der großen Glocke nieder, und ich las das Zettelchen und ging durch die Straßen Berlins und in mir jauchzten alle Pulse das hohe Lied und ich hätte unsern Herrgott seine ganze Welt abkaufen mögen und fragen: was kostet der Bettel?

Freilich, wenn mich unser Herrgott beim Wort genommen hätte und gesagt: „zweihundert Preußische Thaler", wäre ich in schöne Verlegenheit gekommen; allein ich hätte ihm dann das Briefchen lesen lassen, mit der Offenbarung Ihres Herzens und

mit dem heiligen Rede Ihrer Liebe, und er hätte mir gestanden, daß man auch ohne zweihundert Preußische Thaler ein Privatgott seyn kann.

Es war eine schöne Zeit! Es sind sechs Jahre! Sie sagen die Bäume haben sechsmal geblüht, und die Lerche sechsmal jubilirt und die Erde sey sechsmal glühende Braut und blasse Mutter geworden; ich will es glauben, denn es ist ja so herkömmlich, und deßhalb, weil ein Herz gebrochen und eine Seele zertrümmert, wird die Natur keine Hoftrauer anlegen, und ihr großer Zeremonienmeister und Grand-maître de la garderobe, der Frühling, erscheint mit seinem Zauberstab nach wie vor, und die Hofdamen, die Blumen und Blüthen, prunken nach wie vor in ihren bunten Gewändern und erscheinen in Schmuck und Glanz auf dem großen bal-paré der Natur. Ich mag sie nicht, die Blumen, diese Koketten! diese Heuchlerinnen, diese Allerweltsdienerinnen! Ist eine Braut irgendwo selig und trunken, da kommen sie und schillern mit ihren Farben und wünschen Glück und werfen sich ihr glühend an die Brust; und stirbt die Braut acht Tage darauf, so kommen sie wieder mit demselben Gesichte und mit

denselben Mienen und werfen sich ihr wieder an die Brust. Ob sie ein Wesen zum Hochzeitsaltar oder zum Grabe führen, das gilt ihnen gleich, sie lächlen immer, immer derselbe glatte, höfische Blick! Ich mag sie nicht! Da kommen sie alle Sommer wie die Störche und klappern mit den Farben, und laufen Boten und bestellen Liebesgeträtsch, und machen die Unterhändlerinnen, und haben eine eigene Sprache, und sind jedes Narren und jedes Gecken Wohldienerin, und klingeln und liebäugeln, und wie lange dauerts, ist alles vorbei! Die Blumen, daß sind so die Schlüsseldamen der Königin Natur! sie prunken, liebeln und verwelken! Ich mag sie nicht. Hab ich gesagt: ich mag sie nicht? Verzeihen Sie, edle Julie, es ist nicht so! Ich mag sie nur nicht wie ein Ex-König keine Minister mehr haben will, weil er sie nicht gebrauchen kann. Mein Herz ist so ein Ex-König; es hat alle, alle seine Königreiche verloren, es lebt nur noch auf dem Holy-rood der Erinnerung, und zu was sollen einem solchen Exherzen Minister, d. h. Blumen? Ich brauche sie nicht mehr diese Minister der inneren Herzensangelegenheiten, diese bevollmächtigten Gesandten an den

Liebeshöfen! Mein Herz hat seine Krone verloren, seine legitime Krone! denn wenn die Liebe, die reine, edle, heilige Liebe nicht legitim ist, was ist sonst denn legitim? Ich kenne kein Herz mehr auf dieser Erde, dem ich eine Blume als Gesandten schicken könnte um ihm Liebe zu entbieten. Blumen sind nur Blumen für den Glücklichen, dem Unglücklichen sind sie bunte, jährlich wiederkehrende Ausrufungszeichen nach einem Satze voll Leiden und Weh.

Leben Sie wohl, edle Julie, Sie erkennen mich wohl nicht wieder?

Neuberghausen.

München, meine Edle, das wissen Sie, steht nach Madrid am Höchsten, oder vielmehr es liegt am Höchsten, und Neuberghausen liegt am Höchsten um München und die Terasse ist das Höchste in Neuberghausen, und ich sitze auf dem höchsten Stuhl dieser Terasse, ich bin also in diesem Augenblicke eine allerhöchste Person Europas, ich fühle auch so was allerhöchstes in mir, ein dolce farniente, ein Geruhen an allen Gliedern, daß ich der ganzen Welt einen Titel schenken könnte. Mir ist so allerhöchst behaglich, daß ich fühle wie mein Ich inwendig sich mit einem großen I schreibt und alle andern Personen unter mir, einfacher und vielfacher Zahl, nur mit ganz kleinen, verächtlichen Anfangsbuchstäbchen.

Es ist eine große Erfindung der allerhöchsten Schreibkunst, d. h. der Schreibkunst der Allerhöchsten das „Sie“ mit einem kleinen s zu schreiben, das heißt von den Fürwörtern sogleich Kopfsteuer einkassiren. Es muß einem auch sogleich ein Gefühl der Demuth ergreifen, wenn man sieht wie man selbst in der vielfachen Zahl so kleinköpfig betrachtet wird! Es geben gewiß viele Allerhöchste bloß deßhalb gar keine Privataudienz, weil man mündlich daß „Sie“ nicht mit einem kleinen s aussprechen kann.

Ich war heute nicht nur allerhöchst, sondern auch allergnädigst gestimmt und gab Audienz, — meinen Gedanken nämlich. Ich habe meinen Gedanken aber zuerst sagen lassen, sie brauchten nicht in Schuhen und Strümpfen, sondern auch in Stiefeln und im Ueberrock zu erscheinen. In Schnallschuhen und in seidnen Strümpfen ist noch nie eine große That geschehen. Napoleon trug Stiefeln und die Juliushelden gingen Baarfuß. Wer die kurzen Beinkleider und die langen Titel erfunden hat, richtete die Aufrichtigkeit vollends zu Grunde.

Meine Gedanken kamen also in Stiefeln zur Audienz. Ich ließ sie nicht lange im Vorzimmer war-

ten, sondern gab schnell einem nach dem andern Audienz.

Es ist hier der Ort nicht, Ihnen, meine Freundin, die Angelegenheiten aller dieser Bittsteller mitzutheilen, aber so viel kann ich Ihnen versichern, daß es ein trauriges Geschäft ist Audienz zu geben! Besonders aber wenn man seinen Gedanken Audienz gibt und nicht ein glücklicher Gedanke erscheint! Ein Umstand, der bei Schriftstellern so oft vorkömmt.

Was für Gedanken bei mir zur Audienz kamen, wie ich sie aufnahm und welchen Trost ich ihnen gewährte, das verschweige ich; ich verschweige es, hoffe dadurch meine Loyalität zu bekunden und zur Zeit dafür von irgend einer loyalen Regierung belohnt zu werden. Ich entließ sie Alle und behielt nur einen, den einzigen glücklichen Gedanken bei mir, nämlich den: an gar nichts zu denken; ein probates Mittel der Seelenruhe für allerhöchste und für allertiefste Personen.

Glauben Sie vielleicht, meine Freundin, man kann es nicht so weit bringen an gar nichts zu denken? Doch! doch! An großen Wasserfällen, in

dichten Wäldern beim Rauschen des Sturmes, auf dem Ozean im Anblicke der unermeßlichen Ferne, in Görres Vorlesungen über den Mystizismus, bei den Reden der deutschen Kammerliberalen — ich bitte den geehrten Leser, hier ein wenig still zu halten, ich muß ihn auf den Witz des Ausdrucks „Kammerliberalen" bedeutend aufmerksam machen: Kammerliberaler! wie witzig zweideutig! erstens kann es heißen, d. h. soll es heißen, ein Liberaler in der Kammer, dann kann es heißen, und soll nicht heißen: ein Kammerliberaler, wie man sagt: ein Kammersänger! Ich werde nicht ermangeln auch ferner bei jedem Witz, der mir entwischen sollte, den geehrten Leser mit der Nase darauf zu stoßen, aber ganz sanft, das versteht sich, denn meine Leser müssen eine feine Nase haben oder gar keine. —

Ja, es gelang mir, meine Freundin, ich mochte ungefähr eine Stunde an gar nichts gedacht und dabei die Abendzeitung gelesen haben, da brannte mir die Abendsonne doch gar zu stark auf den Scheitel und unterbrach mein Nichtsdenken.

Ich sah vor mir hin, da lagen die fernen Ber-

ge, die Tyrolerberge wie Gränzwächter am Horizonte herum, die Sonne röthete die Gipfelstreife und die Schneespitzen, daß sie dastanden weiß und roth wie die österreichischen Generäle, und die schönen Ströme flätterten wie die Schärpen klingend von den Bergen nieder, und unter meinen Füßen lag der englische Garten, dieser freundliche Augenwimper der Stadt München, und er kam mir vor wie ein Göttinger Student, die langen altdeutschen Blätterlocken hingen ihm über die stämmige Schulter herab, ein Bartgestrüppe umzog sein gesundes Antlitz, um seinen offenen Busen spielten die Winde, der Schein der Schatten mischte sich mit dem Roth der Blumen und mit dem Golde der tiefern Lichter, und unter dem lockigen Haupte dieses altdeutschen kräftigen Jünglings erschallten Lieder und Gesänge, aber es waren keine Burschen= und Bundeslieder, keine Marseillaisen, sondern die süßern Gesänge der befiederten Sänger; es waren keine aufschwindelnden Schreitöne wilder Waldvögel, sondern der heimliche, heimathlichfriedlich nistende Klang der Nachtigall und Lerche.

Ja, meine edle Freundin, die Nachtigallen sind auch keine Philister, die Nachtigallen sind auch nicht

servil und lieben auch die Freiheit, und im Käfig muß man ihnen wenigstens dunkel machen, daß sie ihre Kerkerstäbe nicht sehen, wenn sie singen sollen, aber sie sind auch keine Ultraliberalen, sie singen keine republikanischen Lieder, sie singen Gesänge der Liebe und keine der Zwietracht; wildes Schreien verscheucht sie und Ruhe und Frieden sind die Schlüssel zu ihren Noten; und solche Nachtigallen sind die Poesie, die Kunst und die Wissenschaft auch. Die Dichtkunst und die Nachtigallen sind die Zungen der Liebe und nicht die Zungen des Hasses; die Kunst und die Wissenschaft sind die Arme des Friedens und nicht die Zangen der Zwietracht. Die Kraft, die Gewalt, der politische Glaube versetzt Berge und Welten und Bäume, aber blühen und duften, und singen und tanzen werden diese nur durch Kunst, durch Wissenschaft und Poesie; und dieses sind die Nachtigallen, die aus dem reinen, stillen Quell der Zeit ihre wundgesungene Kehle laben müssen und nicht aus dem aufgejagten, schäumigen, wirblichen Gieß- und Sturzbach entfesselter Leidenschaften. Der Jünger, der diese Nachtigallen locken und heimführen will, muß nicht mit an der aufgeregten Heerstraße, am aufgewühlten

Markt der Politik sitzen, sondern lauschen am ruhigen, schattigen Plätzchen, in fleißiger Stille, da beschleichen ihm die süßen Sängerinnen und nahen sich ihm und füllen ihm die Seele und werden sein und nisten ein in seinem empfänglichen Busen.

A propos, weil ich eben von Studenten rede, fällt mir es ein, daß mich neulich ein Artikel aus Jena in der allgemeinen Zeitung sehr unterhalten hat. Er beginnt mit einem großen Anfangsschrei über den vortrefflichen Geist der dortigen Universität, und als Beweiß sagt er uns:

„Döbereiner's, bei unserm Mechanikus Gerstenberg jetzt um den wohlfeilsten Preiß von zwei fl. zu verkaufenden Palatin-Zündlampe, wo mit Vermeidung alles unangenehmen Dunstes chemischer Feuerzeuge, das Licht durch den bloßen Fingerdruck augenblicklich hervorleuchtet, wird bald neben den Arbeitstischen aller Studirenden stehen."

Welch eine neue Aera von Licht steht den deutschen Hochschulen bevor, wenn einmal Döbereiners Zündlampe durch ganz Deutschland verbreitet seyn

wird; Ein Aera voll Licht, voll Fingerdruck-Licht! Fingerdruck-Licht das lassen wir uns gefallen, nur kein Druckfinger-Licht, keinen Druckfinger für das Licht und kein Licht für die Druckfinger, bloß Druck für Finger und Licht; auch recht.

An W. S. in B.

Neuthurm.

„Ein freies Leben führen wir u. s. w.“, ja, mein Freund, man kann unsern Leib einsperren, aber unsern Geist nicht! Da sitze ich auf Requisition des preußischen Stadtgerichtes hier in München im Neuthurm; aber nur mein Leib, mein Geist geht grade jetzt in Hemdärmeln in Berlin herum und setzt sich zu Stehely hin, wie ein Referendarius des Kammergerichts, läßt sich ein Glas Wasser, eine Zeitung, Fidibus und einen gewissen Schlüssel geben und bleibt zwei Stunden sitzen ohne etwas zu verzehren.

Es ist ein Glück, daß das Berliner Stadtgericht meinen Geist nicht fassen kann, sonst ließen sie

ihn von Stehely aufgreifen und in die Hausvogtei bringen.

Du weißt, lieber Freund, daß ich an den Folgen eines Accrostiches an Dlle. Sontag, welches „ungeheure Ironie" zu den Anfangsbuchstaben hatte, sechs Wochen Zeit bekam in abgeschiedener Stille darüber nachzudenken, ob es für mich nicht viel besser gewesen wäre, wenn ich einen kleinen Staat in Revolution gesetzt hätte, als eine Sängerin zu tadeln und einer Polizei Humanität zuzutrauen. Ein Rebell ist ein Lamm gegen einen Menschen der die Sontag tadelt! als Rebell hätte ich unter meinen Richtern bloß Richter, aber keine Feinde gefunden! Aber wer die Sontag tadelt, gegen den wandelt sich alle Justizmilch in sauere Milch, und die süße Sahne der Gesetzesmilde in scharfen Käse um. Wenn ich den Kammergerichtsrath W....e vor mir sehe, wie er auf der ersten Bank des Königsstädter Theaters das corpus juris civilis in den Rouladen der Dlle. Sontag studirte; mit seinem Perspektiv das R e c h t d e r o b e r s t e n A u f s i c h t aus der Diagonale dieser schönen Figur herausfand, und mit seinen gesetzgebenden Händen darauf das R e c h t d e r V o l l s t r e k-

kung in die gesetzliche Welt hinein klaschte, daß die Musen am Plafond sich Mandelöl in die Ohren gießen mußten; dann freilich fühlte ich, daß die Justizhoheit etwas großes ist, daß der Kammergerichtsrath W.... einen Sieg der Gerechtigkeit feierte, wenn er mich nicht verurtheilte erst gelinde gerädert zu werden, dann vom Tode zum Leben überführt zu werden und all mein Lebelang Kollege des Herrn Kammergerichtsraths von W. zu bleiben! —

Erinnerst Du Dich noch der ersten Vorstellung der „Italienerin in Algier?“ Es war ein verhängnißvoller Abend für den Kammergerichtsrath! Er saß neben der Sängerin Seidler, neben der Nebenbuhlerin der Dlle. Sontag! Die Sontag sang wie eine halbe Nachtigall; der Kammergerichtsrath schwitzte Entzücken, jedes einzelne dünne Härchen seines Hauptes stimulirte sich zu einem Enthusiasten empor; und er, er, der überschwengliche Kammergerichtsrath, er konnte nicht klatschen, denn er saß neben der Seidler! Nie hat mich ein Mensch mehr gejammert! Ich hörte wie in ihm alle Pandekten applaudirten und an einander schlugen, und das ganze preußische Staatsrecht in ihm rief die Sontag her=

vor, und er, das Futteral all dieser Gesetze und Entzückungen, er durfte keine Hand rühren, denn er saß neben der Seidler! keinen Finger durfte er rühren:

„Und an einer Finger Regung
Hängt das Leben und der Tod!"

Ich aber saß auf der andern Seite der schönen und kunstreichen Mad. Seidler und zum ersten Male in meinem Leben applaudirte ich der Sontag wüthend, weil ich neben der Seidler saß; ich klatschte darauf los, und sagte aber der Mad. Seidler ins Ohr: „ach, mit Ihnen, meine göttliche, kann sie sich doch nicht vergleichen!" Da ich aber das nur mit *einem Munde* sagte und mit *zwei Händen* klatschte, so schien es nicht viel zu wirken. Ich sah den Kammergerichtsrath an, der da saß mit einem Gesichte wie Rahel auf den gestohlenen Götzen ihres Vaters, und sagte schweigend zu ihm: „Sehen Sie, was ein freier Mann vermag! Er applaudirt der Sontag sogar, wenn er neben der Seidler sitzt!"

Aber, mein Freund! das Schicksal hat die Sontag an Saphir und den Saphir an die Sontag gerächt! Die Nemesis hat uns beide ergriffen! Sie

war einst eine Künstlerin und ist nun nichts mehr als eine Gräfin, und ich — — ich bin ein Redakteur in München! —

Allein, mein Freund, es sind nicht bloß die Folgen des Accrostichons an denen ich sitze: noch schwärzere, noch härtere, noch gräulichere Verbrechen hab' ich begangen! Ich muß nun noch drei Wochen sitzen, weil ich einen Menschen ein Geschöpf geheißen habe! Stelle Dir nur vor, ein Geschöpf! Du lächelst? Laß Dir erzählen.

Du kennst den Schloßplatz Berlins? Dann kennst Du auch die Droschken und die Cosmarsche Buchhandlung auf demselben. Die Pferde der erstern und die Produkte des Letztern sind gleich anziehend und gehen eben so schnell ab! —

Dem Eigenthümer dieser Buchhandlung, Herrn Cosmar, gehen zum vollkommensten Buchhändler, Schriftsteller und Menschen nichts ab als Geld, Geist und zwei Vorderzähne. Das erste zu haben redet er der Welt ein, das zweite zu haben redet er sich ein, aber über den letzten Punkt hält er stets das Maul. Da es aber im Landrechte nicht ausdrücklich vorgeschrieben ist, daß man zum Schriftsteller Geld, Geist

und alle Vorderzähne haben muß, so beschloß Herr Cosmar ein Schriftsteller zu werden, und zwar binnen dreimal vierundzwanzig Stunden, welches, wenn man selbst Buchhändler ist, leicht bewerkstelligt werden kann. Er verlegte seine eigenen Werke. Man sagt nun freilich, er habe als Dichter das Unglück gehabt, sein Verleger habe ihm das versprochene Honorar nicht bezahlen können; allein dafür behaupten Andere, er habe als Verleger noch mehr Unglück mit dem Dichter gehabt, dessen Werke lebenslänglich als gedrucktes Manuscript zu betrachten sind. Dem seye wie ihm wolle, Herr Cosmar wurde Bühnendichter! Er stand in dem Alphabet der Bühnendichter nicht weit hinter Angely! Ein Ehrgeiz, an dem sich so leicht keiner die Vorderzähne ausbeißen wird. Derselbige Cosmar gibt jetzt einen Modespiegel heraus, einen Spiegel, bei dem nichts herausschaut, mit den interessantesten Artikeln für das schöne Geschlecht, z. B. „wenn die Zugvögel aus dem Norden kommen so wird ein harter Winter!"

Deutschland wußte damals noch nicht was ein Bühnendichter ist, die naturforschende Gesellschaft hatte eben keine Zusammenkunft, und ich hatte den

edlen Ehrgeiz, dem ungeduldigen Deutschland zuerst diese neuentstandene Gattung zu erkennen zu geben. Ich schrieb in meiner „Schnellpost" einen Aufsatz über Herrn Cosmar und sagte: Herr Cosmar ist ein Bühnendichter, ein Bühnendichter ist ein Geschöpf welches u. s. w."

Ach, als ich dieses Wörtchen „Geschöpf" niederschrieb, dachte ich nicht, daß ich elendes Geschöpf über dieses kleine Wörtchen „Geschöpf" zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt werden würde, denn ich hielt die Justiz auch für ein Geschöpf! Wie man sich irren kann!

Herr Cosmar klagte auf Injurien, weil ich ihn ein Geschöpf geheißen habe, und ich wurde als Injuriant mit drei Wochen Arrest bestraft, weil ich Herrn Cosmar ein Geschöpf geheißen habe. Ich habe vergebens sogleich darauf alle katholische und protestantische Gebetbücher auf Injurien verklagt, in denen es bald heißt: „der Mensch, o Herr, ist dein Geschöpf!" bald: „der Mensch, ein sündiges Geschöpf!" und da ich auch ein Mensch bin, so haben mich alle Gebetbücher ein Geschöpf geheißen, und ich trage darauf an, alle Gebetbuchsverfasser auf drei

Wochen einzusperren. Ich sprach über dieses Urtheil mit dem Justizminister Grafen von Danckelmann; das war ein höchst biederer, redlicher, vortrefflicher Mann, zum Beweiß: er ist gestorben. Er konnte von seinem Erstaunen nicht zurückkommen, und das um so mehr, als es sich aus den Akten ergab, daß eine Zurücknahme der Klage von Seiten des Geschöpfs, vom Herrn Registrator, vor Fällung des Urtheils, dem Stadtgerichte nicht vorgelegt wurde!

Ich wäre neugierig, zu wissen, wenn man den großen Schöpfer im Himmel darauf verklagte, daß er alle Menschen, sogar Kaiser und Könige und sogar auch Kammergerichtsräthe seine Geschöpfe nennt, auf wie lange sie ihn zum Gefängnisse verurtheilen würden.

Herr Cosmar aber für sich hatte recht, denn es ist wirklich noch nicht entschieden, ob ein Bühnendichter ohne Geld, Geist und Vorderzähne wirklich ein Geschöpf genannt werden kann. Aber es ist nur undankbar von ihm, daß er mich wegen einer geflissentlichen Schmeichelei auf Injurien verklagt. — Ich will es versuchen und will noch an den gesun=

den Menschenverstand appelliren; mein lieber Freund, erkundige Dich doch, wo dieses Tribunal seinen Sitz hat, und wie man es titulirt.

Neuthurm.

Auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf den Thür-Thürmen wohnt die Gefangenschaft und doch korre-spondiren sie freundlich mit einander.

Wenn ich meinen Tisch ans Fenster setze und den Stuhl darauf und ich mich auf den Stuhl, so kann ich grade auf die Berge sehen. Es ist zwar nicht viel, aber an den Bergen klettert der mensch-liche Geist gerne empor zum Himmel, und er springt wie eine Gemse von Felsspitze zu Felsspitze, bis er eine schwindelnde Höhe erreicht hat und unter sich nur mit Grauen hinunterblickt. Die Gedanken sind wie die Eichkätzchen, sie klettern gerne an Bäumen und bergen in die Höhe.

Man wird mit Bergen bekannt wie mit Men-

schen und gewöhnt sich an ihnen, und lernt an ihnen jede Eigenthümlichkeit und jede Kaprize kennen und endlich lieben, so wie man an großen und ausgezeichneten Menschen selbst ihre Sonderbarkeiten liebgewinnt.

Da vor mir links, lieber Freund, liegt die Zugspitze, am Fuße liegt Garmisch, das bayerische Chamouny. Garmisch ist im Sommer ein Paradies, mit dem einzigen Unterschiede, daß nicht die ersten Menschen, sondern bloß Münchener da leben. Wenn aber auch keine Urmenschen mehr da leben, in diesem Naturthal, so reich an Kraft und Schönheit, so scheinen doch andere Urgeschöpfe da zu existiren, in Gestalt und Kraft so riesig wie am Tage nach der Schöpfung, wie Du sogleich erfahren wirst.

Ich war Abends angekommen; ich ging den Tag über von Lenggries durch die reizende Jachenau zu Fuß hieher und hatte alle Gefühle und alle Taschen von Natur vollgestopft, und war demnach hungrig und müde. Der Abend war himmlisch, die Gegend wie in einem Rosenflor gehüllt, aus dem die Zugspitze wie ein großer umgekehrter Eiszapfen herausglühte, am Fuße lagen die kleinen Häuschen von

Garmisch wie die Möven am Flusse, und der Himmel rollte sein blasblaues Gaze über diese würzgefüllte Thalschale. Allein die Uhr schlägt keinem Glücklichen, die Natur blüht keinem Hungerigen und die Romantik entzückt keinen Müden. Mein Reisegefährte, der Baron Ch., ein Naturenthusiast, blieb noch lange wach, um noch mehr Natur einzupacken, ich aber suchte mein Lager, welches ich auch in einem kleinen Zimmer unseres Wohnhauses fand. Aus Furcht vor Dieben, denn die schöne Natur schützt vor Dieben nicht, hing ich, wie ich es immer thue, wenn ich mich vor Dieben fürchte, meine leere Geldbörse und meine Kleider mit den umgekehrten Taschen vor die Thüre hinaus und schloß diese hinter ihnen ab.

Ich schlug meine Bettdecke zurück und wollte eben ins Bett steigen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß es schon von Jemanden eingenommen war. Es war ein Thalbewohner, ein Hirtensohn, ein Zögling der kräftigen Alpennatur, ein Garmischer Floh, gewiß ein antideluvianischer Floh. Ich sah, daß wir beide nicht Platz hatten und sprach: „Entschuldigen Sie, ist das Ihr Bett? Einer von uns beiden muß hier weichen, und ich hoffe, Sie werden

das Gastrecht ehren." Es war ein Biederfloh! ein gothischer Floh! Er stieg aus dem Bette und entfernte sich mit festem Schritt. Ich hörte seinen Schritt noch lange in den stillen Straßen nachhallen und sah später wie er stattlich die Zugspitze bestieg.

Du siehst, lieber Freund, daß die lebendige Vegetation hier sehr üppig ist; ich habe später mit andern Besuchern Garmischs gesprochen, die mir auch von gefährlichen Duellen erzählten, die sie mit den garmischer Urflöhen zu bestehen hatten, und wobei sie nicht so mit heiler Haut davon kamen, ich war mit diesem Geschöpf — — — — — — bst! welch ein Wort! der Floh könnte mich auf Injurien verklagen!

Es ist eigentlich schade, daß so ein Berg wie die Zugspitze nicht einmal Redakteur ist. Ich wäre neugierig zu sehen wie man ihn in den Neuthurm bringen wollte!

Neuthurm.

Um neun Uhr Abends muß ich mein Licht auslöschen, ich bin also mein eigener Censor und Lichtlöscher.

Ich, ein Censor? nun, warum nicht! Ist doch der Kaiser von China auch Censor! o China, das ist ein glückliches Land, da ist der Kaiser der einzige Redakteur und der einzige Censor! So sollte es überall seyn. Die Fürsten sollten überall nicht nur den physischen Ueberfluß des Landes einstreichen, sondern auch den geistigen ausstreichen. Wenn der Kaiser von China als Redakteur zu liberal ist, so streicht er sich als Censor; läßt er den Artikel dennoch stehen, so verklagt er als Censor sein

ich als Redakteur bei sich als Kaiser. Der Kaiser verurtheilt sich als Redakteur zu Gefängnißstrafe und begnadigt sich als Kaiser.

Du hast den Herrn Geheimrath Granow gekannt, den Berliner Censor. Er ist todt; das schadet nichts, ich sage mit Philipp: „Gebt mir heraus diesen Todten!“ Er hat mich gepeinigt, gezwickt, gekneipt, gemartert, gespießt, gefoltert, mit Wollust gezaus't, mißhandelt, gehöhnt; ich hab' es mir gelobt ihm ein Liedlein zu singen:

„Und was ich gelobt in jener Stunde Höllenqualen
Ist eine heil'ge Schuld, ich will sie zahlen!“

Er ist todt, aber ein Censor stirbt nicht. Le Censor est mort, vive le Censor!

Man schwätzt, man faselt viel, man übertreibt viel in Deutschland von der Wiener Censur; aber sie ist eine Gottheit gegen die Preußisch-Granow'sche! In Wien hat die Censur ihre Gesetze, ihre bestimmten Schranken; wenn man diese kennt, sie beobachtet, so kömmt man gut durch. Die Wiener Censur ist, wie alles in Oesterreich, offen und fest, ausgesprochen. In Oesterreich ist keine Heuchelei; man will nicht anders, nicht besser und nicht schlim-

mer scheinen als man ist, aber das, was man ist, ist man exakt, concis, rund, ohne Seiten= und Winkelzüge. In Oesterreich herrscht eine Censur, aber keine Zwick= und Kneipanstalt wie in Berlin. In Wien ist keine Willkühr bei der Censur. Hinz hat keine andere Censur wie Kunz, und der Censor läßt nicht dem Einen stehen was er dem andern streicht. In Berlin aber habe ich oft das im „Gesellschafter" drucken lassen, was mir in der „Schnellpost" gestrichen wurde. Der Geheimrath Granow war nicht Censor, er war Despot, Tyrann aller Geister. Ich habe Folianten von ihm gestrichen, die ich einst vielleicht der Welt vorlegen werde. Heute nur einiges.

Als Herr von Holtei zum zweiten Male aus Frankreich, wo er, wie die böse Welt sagt, von der Sontag sich ein Körbchen holte, nach Weimar zurückkehrte, wo er keinen Beifall mehr fand, wurde mir von Weimar ein Gedicht für meinen Courier geschickt, welches ich hier mittheile:

Der heimkehrende Leyermann.

„Ist man wo gut aufgenommen,
Muß man ja nicht zweimal kommen."

„Holt!" rief einst eine Schildwacht an,
— Ein ehrlicher Oesterreicher —

„Wo willst Du hin, Du Schleicher?
Du schaust mir aus wie n' Liedermann,
Glaub' gar, Du kommst aus Franken,
Hast Arges in Gedanken.“ —

„Ei!“ rief nun plötzlich aufgeschreckt,
Der Liedermann gar schaurig,
„Wohl bin ich trüb und traurig,
Auf diese Welt mir nichts mehr schmeckt,
Denn wißt, mir ist entgangen,
Wornach ich trug Verlangen.

„Drum wand're ich mit trüben Blick
Vom Groll und Tand der Franken
Hin zu der Heimath Schranken.
Denn, ach, mir ward ja nicht das Glück,
Was ich gewünscht zu sehen,
So muß ich weiter gehen.“ —

„Nun grämen S' sich nicht gar zu sehr,
Was hilft das viele Klagen,
Sie müssen selbst nun sagen:
Es thuts holt nimmer mehr!
Weil so die Sachen stehen,
So können's weiter gehen.“

Dieses Gedicht hätte ein kurzsichtiger Sterblicher ganz unschuldig gefunden. Nicht so das große Granow-Licht. Herr Granow strich das Gedicht und schrieb folgende Bemerkung dazu hin:

„Ich weiß keinen andern Sinn in diesem Gedicht zu finden, als daß es in Oesterreich in Bezug auf die Wünsche des Leyermanns eben so wenig Befriedigung gebe als in Frankreich. Diese Wünsche sind nicht näher angegeben, werden also als bekannt vorausgesetzt, und es müssen solche also auf die religiösen Staatenverhältnisse bezogen werden. Es wird der Heimkehrende aus Oesterreich seiner Heimath weiter gewiesen, weil Jesuitismus an der Regierung ist! Ich erkenne wie gesagt, keine andere Pointe und bin nicht ermächtigt ein solches Gedicht passiren zu lassen.“

Granow. 9/8 27.

Wir haben bei Timm, dem Weinhändler, sechsmal vier und zwanzig Stunden über diese Zeilen gelacht und geweint!

Manchmal war Hr. Granow höchst drollig. Einmal bekam er die Schnellpost zur Censur in welcher

es hieß: „das Stück „Adler, Fisch und Bär“ wollte nicht recht packen“; das Blatt war noch nicht corrigirt und es stand statt packen — „pocken“. Da schrieb Herr Granow dazu: „ich kenne das Wort „pocken“, wie es hier gebraucht wird, nicht und bitte dessen Bedeutung anzugeben.“

In einer andern Nummer meiner „Schnellpost“ hieß es einmal:

„Wenn die Degen- und Federhelden der Vorwelt in Eisen verewigt, wenn Felsenmassen ausreißt, um die Thaten eines Blüchers zu verewigen, die für die Ewigkeit gethan sind u. s. w.“

Da schrieb Herr Granow dazu:

„Felsenmassen bleiben, Blücher fällt weg.“

Nicht lange darauf, nachdem ich wegen des Accrostiches mit den Anfangsbuchstaben: „ungeheure Ironie“ (an die Sontag), so hart bestraft wurde, läßt der Herr Censor Granow ein Accrostich in der Vossischen Zeitung passiren mit den Anfangsbuchstaben: „Saphir ist ein Flegel.“

Trotz dem ich der Polizei den Verfasser nachwies, meinte sie doch, daß ginge sie nichts an, aber das Accrostich an die Sontag fand sie sich befugt als Capital-Verbrechen vor ihr Forum zu ziehen.

Ich hielt mich also an den Censor und kündigte in meinem „Courier" an, daß ich den Censor jenes Gedichtes gerichtlich belangen werde. Der Herr Geheimrath strich diese Erklärung mit seiner blauen Tinte aus dem Reiche der Existenz aus. Er strich immer mit blauer Tinte, es war eigentlich schwarze Tinte, die sich über ihren schändlichen Mißbrauch blau ärgerte. Ich ließ sie in andere Blätter einrücken, der Herr Geheimrath strich sie immer aus. Endlich wendete ich mich an den eben so hochherzigen als gerechten, eben so leutseligen als liebenswürdigen König Friedrich Wilhelm III., und der König ließ mir durch den geheimen Kabinetsrath Albrecht, einer der biedersten und würdigsten und vortrefflichsten Männer Berlins, das Imprimatur zu dieser Erklärung ertheilen.

Ich steckte diese wahrhaft königliche Censur in die Tasche, jubelte: „es lebe der König!" und lief in die Druckerei. Hier ließ ich nun in dem

„Courier“ mit Lettern groß wie Courierstiefel abdrucken:

„Ich habe meinen Censor, den Herrn Geheimrath Granow gerichtlich belangt.“

Herr Granow strich es dick durch und schrieb dazu: „schon einmal gestrichen!“ Darauf ließ ich das Blatt mit der Erklärung drucken und ausgeben, und übersendete Herrn Granow ein Prachtexemplar auf Goldpapier. Er wüthete. Ich begab mich nun selbst zu ihm auf das Intelligenz-Comptoir, wo er arbeitete. Intelligenz-Comptoir! Ein herrliches Wort! Verstand-Magazin! Hieher brachte jeder Berliner seine Intelligenz und ließ sie die Zeile zu zwei und einen halben Silbergroschen einrücken. Herr Granow war erster Intelligenz-Buchhalter; er führte aber im Intelligenz-Hauptbuch bloß die Seite „soll“, von Intelligenz „haben“ wollte er nichts wissen.

Er fuhr mir in seinem braunen Intelligenz-Rock furios entgegen: „Sie haben sich unterstanden die Erklärung dennoch abdrucken zu lassen?“

Ich beschloß mich noch eine Weile an seiner Wuth zu weiden.

„Ich habe mich unterstanden!"

„Wie haben Sie sich unterstehen können?" —

„So habe ich mich unterstehen können!" —

Nachdem er eine Weile tobte, zog ich gelassen das Kabinetsschreiben aus der Tasche und ließ es ihn bei dem Lichte seiner Nase lesen.

In diesem Augenblicke dauerte er mich, der Geheimrath Granow. Er wurde blaß wie Scharlach, und gleich darauf blau, daß er aussah wie sein eigener dicker Censurstrich. Die Intelligenz in ihm klapperte mit allen Zähnen. Er war verführerisch schön, und ich rief wollüstig mit Don Carlos aus: „Beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön!"

Als ich von ihm die Jägerstraße hinauf ging, kam Oettinger mit seiner Zeitung mir entgegen, er machte ein Gesicht wie eine pensionirte Schwarzamsel.

„Ei," rief ich ihm entgegen, „Oettinger, was fehlt Ihnen, was für ein Granow ist Ihnen wieder über die Leber gekrochen?"

„Ach!“ sagte er, „ich will eben zu ihm hin, wie finden Sie ihn heute?“

„Ach,“ erwiederte ich, wie Herzog Alba dem Medina Sidonia:

„— — Sehr übel
Für Sie und Ihre Zeitungen. —“

Und dieser Granow ist todt? o, nein, nicht todt, er ist bloß jenseits bei dem Conzerte der ewigen Sphären als Streichinstrument angestellt, und ich bitte Dich, lieber Freund, ihm diesen Brief durch die Berliner Stadtpost zukommen zu lassen, Du kannst ihn in der alten Jakobsstraße aufgeben, das ist der nächste Weg in Abrahams Schooß.

Er ist todt, aber sein Sohn ist Censor! Das ist einmal eine schöne Institution, eine erbliche Censur! Warum auch nicht? Hämorrhoiden pflanzen sich auch vom Vater zum Sohne fort, warum nicht auch die Censur? Es wird eine schöne Zeit werden, in welcher es bald Majorats-Censoren geben wird.

Aber wie ist es mit dem salischen Gesetz? Geht die Censur auch auf die weibliche Linie über? Wenn

Granow eine Tochter gehabt hätte, ich meine nicht diesen seinen Sohn, sondern bloß eine wirkliche Tochter, wäre sie Censor geworden?

Schreibe mir darüber, ich bitte Dich. Adieu.

Neuthurm.

Du frägst, was es Neues gibt? Ich fragte meinen Bedienten Abends was es für Wetter sey, er antwortete mir: es ist eigentlich gar kein Wetter, es ist bloß finster. So antworte ich Dir auch: es gibt eigentlich nichts Neues, es ist bloß finster.

Bilder und Chargen.

„Soll es unerlaubt seyn, die gewöhnlichen Ergötzungen, die heitern Stunden des Lebens, die zierlichen, leichten Gestalten aufzufassen und verschönert darzustellen?"

Tiek, über Vateau's Gemälde.

„Les caricatures, c'est une langue grossiére le plus souvent, mais qui n'en devient que plus energique."

Mabillon.

1.

Vachelinde di Rococonia.

Sammt und Schönheit dienen von oben herab; Stroh und Geist dienen von unten hinauf. Sammt vom Thron und Königsmantel dient zuletzt als Käppchen auf dem Haupte eines Kellners; Stroh aber schwingt sich vom Boden, vom Staube zu dem Haupte der erhabensten Fürstin empor. Schönheit ist die erbliche Pairie des Körpers, aber ihre Herrschaft ist kaum ein zehnjähriges Consulat, sie tritt nachher in den Bürgerstand zurück oder für den Bürgerstand. Geist hingegen ist ein Parvenu, im Dunkel geboren dient er von der Pike auf, ein Napoleon, ein Autodidakt.

Verwitterter Sammt, verwitterte Geister und verwitterte Schönheiten machen einen wehmüthigen Eindruck; einen schmerzlichen Eindruck, den Manchester und gewöhnliche alternde Gesichter nicht machen.

Einen solchen verwitterten Sammt-Eindruck bringt Madame Vachelinde di Rococonia aus Pampeluna hervor.

Mein Blick ruht oft auf diesen großen Ruinenmassen, wie Marius auf den Ruinen von Carthago. Die Zeit hat einen besondern Zahn auf sie gehabt und doch scheint es als ob sie der Zeit nicht auf den Zahn gefühlt hätte. Nur an *gemalten Rubens* ist die Zeit eine angenehme, reizende Mitarbeiterin, aber nicht an *lebenden*; nur bei dem *Fleische auf der Leinwand* wirkt das Alter magisch reizend mit, aber nicht bei dem *Fleische unter der Leinwand.*

Vachelinde, selbst eine rasende Gelehrte der Antike, scheint diese Wahrheit nicht zu erkennen. Sie war sehr schön, so sagen die Geschichtsforscher und Alterthumskundige; schwarzes Rabenhaar umflatterte den weißen Silberbusen; aber ach! die Zeit kehrt alles um!

Vachelinde di Rococonia hatte einst den schönsten Nacken und den schönsten Busen der Welt; allein jetzt sind sie bloß zu Vorurtheilen geworden, und Vorurtheile, je größer und älter sie sind, je ungescheuter trägt man sie zur Schau! Busen und Nakken einer Dame, so sagt Vachelinde di Rococonia, müssen wie Mädchen, nur bis zu einem gewissen Alter und bis zu einer gewissen Größe einsam, abgeschieden und eingesperrt erzogen werden; über eine gewisse Größe und über ein gewisses Alter hinaus gehören sie der großen Welt, dem großen Verbande der Gesammtgesellschaft an. Vachelindes Maler und Schneider dürfen sehr wenig bedecken. Daher braucht der Schneider wenig Stoff, der Maler aber viel Inkarnat.

Vachelinde zählt sieben und zwanzig Sommer; als sie den sieben und zwanzigsten Sommer zählte, hörte sie zu zählen auf; seitdem sind unzählige Sommer verflossen, die sie, im Schatten ihres eigenen Busens versteckt, nicht bemerkte.

Sieben und zwanzig Sommer! Das schönste Alter für eine schöne Frau! Wenn nur die fatalen Winter nicht wären. Man glaubt es schon das Va=

chelinde nicht mehr als sieben und zwanzig Sommer hat, aber zwei und vierzig Winter dabei, das ist eine eigene Abnormität! Allein der Winter ist kein wirkliches Wesen, er liegt in der Einbildung; es gibt keinen objektiven Winter, jeder Winter ist bloß subjektiv. Wem nicht kalt ist, der hat keinen Winter. Wer dem Winter, diesem Weiberfeind, wie Vachelinde die offene Brust muthig zum Kampfe entgegen trägt, dem thut er nichts; und es bleibt immer die Frage, wenn Vachelinde und der Winter sich begegnen, welcher Winter vor dem andern davonläuft; gewiß Vachelinde, weil sie leichter gekleidet ist.

Wenn sie erscheint in der Sala grande dellas Buenas artes in Pampeluna, mit dem erfahrenen Haupte, sieht man, daß sie sich vier Stunden angezogen hat, um unangezogen zu erscheinen, wie herrlich, wie allumfassend ist sie! Die Augen scheinen über längst vergebene und verziehene Mordthaten doch noch in halber Trauer, schwarz und grau zu gehen; die einstige Schönheit wird in dichten Locken bei den Haaren herbeigezogen, um ihr aus langer Gewohnheit um den Hals zu fallen; Busen und Nacken wie aus kararischem Parmesan, in stereotyper Unsterblich-

keit, verschmähen jeden Einband und jede Broschüre, ein Veilchenbouquet am Busen, wie ein Vergißmeinnicht am jähen Abhang, scheint aus Angst über die eigene Gefahr, ganz blau geworden zu seyn.

Aber noch reizender als da, ist sie zu Hause in ihrem Apasento di visita (Besuchsgemach), da ist sie im strengsten Negligée und etwas weniger nackt als im Conzerte. Nicht im Bette, wie oft, empfängt sie da die Besuchenden, sondern hinter einem antiken cul de Lamp — eine Beute aus den Ausgrabungen Pompejis — in einem Zimmer magisch beleuchtet, zu wenig für das was man nicht sieht und zu viel für das was man sieht, — auf einem Sopha hingestreckt — ein Streckvers mit zwei Streckfüßen — in sitzend-liegend-schwebender Lagestellung. Alles im Zimmer athmet Alterthum, sogar die allernächste Umgebung ihrer Seele. Griechische, römische, hetrurische und die modernsten Antiquitäten rings umher; Göthe's „Kunst und Alterthum", herrlich gebunden, mit Göthe's eigener Handschrift, als Oreiller auf dem Sopha! Ach, auf Göthe muß sich gut schlafen lassen, und auf chinesischem Porzellain!

Sie ist eine leidenschaftliche Liebhaberin von al-

lem was rococo, was antik ist, daher auch ihre unbeschreibliche Eigenliebe. Rococo! das ist göttlich! Sie liebt Gott bloß weil er antik ist, ob sie den neuesten, der erst 1834 Jahre alt ist, auch so sehr verehrt, weiß man nicht, aber man sagt, sie könnte sogar ihren eigenen Mann lieben, wenn er rococo wäre. Unter allen lebenden Schriftstellern ist ihr Göthe le plus rococo, und sie lies't ihn nie ohne Thränen. Bachelinde kann aber zu jeder Zeit Thränen vergießen, Größe und Gewicht nach Belieben und jedesmaligen Bedarf; sie hat wahrscheinlich ein antikes Thränenglas aus einem römischen Grab aufgefunden und in die Augen gesteckt. Aber nicht nur sie, auch ihre Anbeter müssen Rococo-Diener und Antikenverehrer seyn; so der Amante als der Mameluko als der Capo d'Austria; sie dürfen Göthe, die Antiken und sie zugleich anbeten, sie dürfen „O!" und „Ach!" ausrufen, aber nur wenn sie an einen Pfeiler gelehnt stehen wie die Trauergerüste an alten Grabmälern. El Mameluko embajador di extrangero (Gesandter der auswärtigen Angelegenheiten) darf sogar auf ächt alt-ritter-deutschlich ihre feindlichen Angelegenheiten ausfechten und dabei so viel

Blößen geben als sie selbst; dabei aber muß er einen alten Degen umschnallen und einen Spruch aus Göthe's westöstlichen Divan auf seinem Schilde führen. Auch für Malereien hat sie entschiedene Vorliebe; mit den Farben weiß sie herrlich umzugehen, und unter den Malern ist ihr Fa presto der liebste.

Ihre Vorliebe für die Antike geht ihr bis über die Ohren, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Ihr Haar nämlich, dieses dunkelwolkige, tragischgeschlungene, schicksalschattige soll wirklich einmal um das Haupt der Antigone geflattert haben, soll auf der Insel Capri von einem spanischen Hidalgo ausgegraben worden seyn, von Göthe die Approbation erhalten haben, und bedeckt nun auf Vachelindes Haupt die Censurlücke der Zeit. Es geschieht deßhalb auch zuweilen beim Tanze, daß sich diese klassische Perrücke vor der Romantik der modernen Zeit sträubt, und sich auf die andere Seite dreht, um diese Barbarei nicht mit anzusehen. Es muß auch auf das Haar einer Antigone einen sonderbaren Eindruck machen einen Straußischen Walzer zu tanzen.

2.

Napoleon Empereur.

Die Gräfin B.... ist eine himmlische Frau! Schön wie der Frühling eines Glücklichen, lieblich wie eine Gazelle von Shirin, geistreich wie, wie sag ich nur geschwind? — geistreich wie ich selber, es fällt mir eben nichts anderes ein, und gut, gut, herzlich gut wie die Natur, wie die Menschheit.

Damit aber die Leser nicht neugierig die Köpfe zusammen stecken und fragen: „wer ist die Gräfin B....? Damit sie nicht, Gott bewahre, das B.... ergänzen und mir eine deutsche Gräfin zuschieben, so sag' ich es nur gleich, es ist eine französische Gräfin, eine Pariser Gräfin.

Ich werde mich nie unterstehen von einer deutschen Gräfin zu sagen: „sie ist gut!“ „Sie ist schön“, das verzeihen einem die deutschen Gräfinnen; auch im Nothfall das, wenn man sagt: „sie sind geistreich“, das ist zwar ingoble, allein sie sehen einem dabei durch die Finger, d. h. durch die Schreibefinger; aber ich würde es keinem ruheliebenden Menschen rathen von einer deutschen Gräfin zu sagen: „sie ist gut!“ gut! das ist bürgerlich! hat eine deutsche Gräfin nichts anderes zu thun als gut zu seyn?!

Wie käme auch ein deutscher Schriftsteller zu einer deutschen Gräfin? die deutschen Gräfinnen und Baroninnen und sonstige — innen betrachten den Schriftsteller wie einen Tapezierer, wie einen Menschen, der ihnen eine Stunde und ein Buch austapeziert, und sie fragen sich gegenseitig: „was lesen Sie da für einen Tapezierer?“

Ich möchte nur eine viertel Stunde lang eine deutsche Gräfin oder eine deutsche Baronin oder sonst eine adelige — in seyn, um nur zu erfahren was sie für eine Idee von einem Wesen wie ein Dichter oder Schriftsteller ist, haben. Ich glaube immer, sie

denken ungefähr so: „Es gibt verschiedene Thiere auf der Welt, ganz bürgerliche, gemeine Hausthiere, die für uns da sind. Die Bienen geben Wachs, die Würmer geben Seide, die Schafe geben Wolle, die Kühe geben Milch, die Ochsen geben Fleisch und die Dichter geben Geist. Wir trinken die Milch wenn sie gemelkt ist; wir essen das Fleisch wenn es gekocht ist, wir verzehren den Geist wenn er gedruckt ist; aber was gehen uns die Schafe, die Kühe, die Ochsen und die Schriftsteller an, das sind Hausthiere für den gemeinen Mann!"— Eine vornehme Dame zieht doch einmal den Handschuh ab und krabelt einem Schafe hinter den Ohren, oder sie klopft einem Pferde den Hals und sagt: que superb' animal! aber wenn eine solche Dame einmal einen Schriftsteller berührte, sie wüsche sich mit vinaigre de quatre voleurs, und riefe: „Fi!"

Also es war eine französische Gräfin, die Gräfin B.... Wer von allen Menschen in Paris die Geist und Talent haben, oder beides zu haben glauben, kennt sie nicht? Wer kennt ihre Salons am Mittwoch Abends nicht, wo die Musen und die Grazien ihre Rendezvous haben? Musik aber ist die

Hauptseele dieser Abende. Ich stellte mich ihr vor. Ich hatte es damals noch nicht zu verschweigen, daß ich Hoftheater-Intendanzrath bin, ich kam ganz bescheiden als „homme des lettres". Das ist in Paris ein Dietrich der alle Salons und alle Boudoirs aufschließt; in Deutschland ist es auch ein Dietrich der aber bloß Gefängnisse und Polizeistuben aufschließt.

Es war halb drei Uhr Nachmittag als die Gräfin B.... mich empfing. Sie saß auf einem Sopha unter einer ungeheuern Spiegelwand. Mit vier Dingen wird in Paris großer Luxus getrieben, mit Spiegeln, mit Zucker, mit Buchstaben und mit Händedrücken.

In allen Zimmern findet man die größten und schönsten, reinsten und feinsten Spiegel. Der Pariser kann sich nicht genug sehen, und er hat recht, denn er sieht immer wieder einen Pariser. Je mehr Spiegel der Mensch um sich hat, je aufmerksamer wird er auf sich, und je aufmerksamer der Mensch auf sich ist, desto mehr wird er es auch auf Andere; darum sind die Franzosen die aufmerksamsten Menschen der Welt. Eben solcher Luxus wird mit Zucker

getrieben. Zu einer Tasse Caffe bekommt man ein kleines Sondershausen an Zucker. Die Deutschen müssen in Paris viel einstecken, aber nichts stecken sie so gerne und so viel ein als Zucker. Ein deutscher Bekannte von mir, der in Paris das deutsche Zwicken (Kartenspiel) studirte, steckte immer die ganze Woche im Café Montmartre so viel Zucker in die Tasche, daß er uns Sonntags mit demselben einen großen Thee gab. Eben solche Verschwendung herrscht in den Buchstaben. Mancher Buchstabe in den Ankündigungen reicht vom Giebel eines fünf Stockwerk hohen Hauses auf der Mauer desselben bis an den Boden; ich nannte diese Häuser immer „maison des lettres".

Das Händedrücken aber hat Ludwig Philipp in Mode gebracht. Alle große Herren, die einem nichts in die Hand drücken, drücken diese selbst, um ihre Leere nicht fühlbar werden zu lassen. Als ich nach Paris kam, war nach „la lune de miel" Ludwig Philipps mit dem Volke. Er drückte dem Volke von Morgen bis Abend die Hand; wenn man bedenkt, daß Paris 1,200,000 Einwohner hat, und daß jeder freie Pariser eine Hand mehr hat als an=

dere Menschen, so muß man gestehen, daß Ludwig Philipp viel zu thun hatte und seine lumpigen vier und zwanzig Millionen jährlich schwer und sauer verdient.

Ich kam nach Paris, ich hatte mein Lebtag keinen Bürgerkönig gesehen, sie wachsen nicht bei uns, nur einmal einen Zaunkönig, und ich glaubte, daß ein König, der so zu sagen hinter dem Zaun gefunden wurde, auch eine Art Zaunkönig ist; Roi oder Roitelet, ich wußte es selbst nicht. Kurz, ich war sehr neugierig eine Emeute und Ludwig Philipp zu sehen. Da ging ich denn eines Tags mit meinem Freunde Eduard Jerrmann über den Place du Palais royal, als der König Ludwig Philipp zu fahren kam. Ein großes Freudengeschrei erhob sich; Jerrmann, ich und noch ein bedeutender Anflug von andern Straßenjungen umzingelten den Wagen in welchem Ludwig Philipp saß, und riefen: „vive le roi!“ Ich aber wäre vor lauter „vive le roi!“ bald eingesperrt worden. Sie schrien nämlich alle „vive le roi citoyen!“ ich verstand in dem Tumulte immer: „vive le roi ci-devant!“ und schrie furchtbar: „vive le roi ci-devant!“ Da kam ein

dicker Kerl und fragte: Mais, Monsieur, que voulez-vous dire: vive le roi ci-devant!? ich aber schleuderte in meinem Enthusiasmus den Kerl bei Seite, sprang auf den Auftritt des königlichen Wagens hinauf, und schrie Ludwig Philipp ganz gutmüthig unter die Nase: „vive le roi ci-devant!“ Er lächelte, steckte die Hand heraus und drückte mir meine rechte Hand wohl eine Minute lang! Ich steckte den Handdruck in die Tasche und lief mit Jerrmann ganz entzückt nach Hause. Hier fand sich ein ganz besonderer Umstand; meine rechte Hand war ganz fett und schmierig, welches ich mir erst lange nachher erklären konnte. Ludwig Philipp nämlich hat ein Paar populäre Handschuhe, ein Paar Handschuh de poche à l'usage du peuple. Diese Handschuhe trägt er immer am Tage wo große Handdruckerei ist. An diesen Handschuhen klebt nicht der Schweiß der Pariser, der klebt an der Krone, aber an diesen Handschuhen klebt die Popularität von anderthalb Millionen ungewaschener Hände, und diese Original-Popularität ist im königlichen Nachdruck auf meine Hand übergegangen.

Acht Tage lang habe ich mir wie Lady Macbeth

die Hände gewaschen, um diese Popularität abzuwaschen, und rief:

„out, damned spot!“

Also, ich wusch meine Hände und machte sorgfältige Toilette um die Gräfin B.... zu besuchen. Sie empfing mich mit aller Artigkeit einer Französin. Sie wußte von meinen Schriften mehr als irgend jemand in Deutschland, mehr als ich, denn sie wußte, daß sie zu den les plus distingués gehören u. s. w. Ich brachte oft und viel bei der Gräfin B. zu. Sie war so sehr Frau und so wenig Gräfin, daß man sich zum Entzücken wohl bei ihr befand. Es gibt gewisse Frauen, bei welchen, wenn sie auch geistreich und reizend sind, unser Geist doch immer fremd bleibt, und bei jeder neuen Annäherung einer Verlängerungskarte bedarf; andere weibliche Wesen aber haben für unsern Geist sogleich etwas Vaterländisches an sich, unser inneres Seyn und Denken und Fühlen akklimatisirt und naturalisirt sich sogleich in ihrem Umgange. Zu den letzten gehörte die Gräfin B.

Sie hatte mir längst versprochen, mich das Mädchen sehen zu lassen, welches die Worte „Napoleon Empereur“ im Auge hatte. Es war sehr schwer

dasselbe zu sehen zu bekommen; doch gelang es der Gräfin sie bei sich zu sehen.

Es war ein schmächtiges, halbblondes Mädchen von vierzehn bis sechszehn Jahren, blaß und leidend. Das Auge war nicht besonders lebhaft, hatte eine ganz blasse, bläuliche Farbe, und um den Ring des Augapfels, dem äußersten Rande zu, konnte man, bei längerer andauernder Beschauung die Worte „Napoleon Empereur“ halb verblasen und eingedunkelt lesen; wenn sie die Augen schloß und wieder öffnete, so dauerte es eine Zeit lang, bis die Schrift wieder erschien. Die Mutter des Mädchens bemerkte dieses erst in ihrem sechsten Jahre, erinnerte sich aber keiner Veranlassung, daß diese Worte je bei irgend einer Gelegenheit oder auch Napoleon selbst einen außerordentlichen Eindruck auf sie oder auf ihr Gemüth gemacht hätten, als sie dieses Kind unter dem Herzen trug. Das Mädchen selbst wußte auch nicht, daß jemals diese Worte in einer besonders ergreifenden und frappirenden Gestaltung ihr Auge oder ihre Blicke berührt hätten.

Die Gräfin B. fragte mich nachher was für einen Eindruck es auf mich gemacht habe. Ich mußte

gestehen: einen tiefschmerzlichen, aber bloß für das Mädchen. Die Erscheinung an und für sich selbst ist eine wunderbare, ein Spiel des Zufalls, der Natur. Den Namen eines der ersten Geister der Welt in das zarte Gewebe eines Mädchen-Auges einzuschreiben, das ist eine muthwillige Spielerei der in ihren Hervorbringüngen unerschöpflichen Natur. Man könnte fast sagen, es sey süße Schwermuth der Natur, die wie die Zerstreuung der Melancholie einen theuern Namenszug in den Sand schreibt, diesen geliebten Namen in das Auge eines Mädchens schrieb. Kann man einen Namen auch inniger, theuerer, sicherer und heiliger bewahren, als in einem Auge? Namen in Kirchen und Tempel sind nicht so treu, so schutzreich verwahrt; es gibt Tempelräuber und Kirchendiebe, aber in das Auge des Menschen dringt nichts als der Strahl des Lichts, und einen geliebten Namen in ein Auge zu schreiben und die Augenlieder wie die Tempelwächter über ein Heiligthum darüber zur Hut zuzuschließen, ist gewiß die sinnigste und geistreichste Idee des Schicksals!

Napoleon Empereur unter dem heisen Sande Helenas, Napoleon Empereur unter dem seidenen

Wimper eines zarten Mädchens, welches Grab ist das würdigere? Wenn die Nacht herniedersinkt und die zwei Augenlieder wie Sargdeckel niedersinken über das Grab mit der großen einfachen Aufschrift:

„Napoleon Empereur!“

dann leuchten dem schlummernden Todten doch immer noch zwei Augensterne und er ruht auf seinem Augapfel wie auf seinem Reichsapfel. Einst, wenn sich diese zwei Augen ganz geschlossen haben werden und noch einige Tausend Zwei=Augen, dann wird die Nachwelt hergehen und den lebendig begrabenen „Napoleon Empereur“ ausgraben aus den Augen des Mädchens und aus dem Sande Helenas, und wird ihn beisetzen in die große Gruft der Unsterblichkeit und in dem ewighellen Auge der Jungfrau Weltgeschichte werden sie wieder glänzen und leuchten die Worte:

„Napoleon Empereur!“

Das Mädchen aber, welches die Worte „Napoleon Empereur“ im Auge trägt, ist zu bedauern. Diese zwei Worte schneiden es von allen Empfindungen ab; ihre Augen sind nicht die Träger des Lichts, nicht die süße Quelle der Thränen, nicht die glück-

liche Wiege der Liebe, nichts als die ehernen Denktafeln eines großen Mannes mit den Worten: „Napoleon Empereur!“

Wenn die Mutter sie umarmt mit dem Blicke der Zärtlichkeit, da strahlt ihr kein Blick kindlicher Liebe entgegen, nichts als das eherne: „Napoleon Empereur!“ Wenn das Auge der Gespielin sie freundlich anlacht, da strahlt ihr kein lebendiger Wiederschein entgegen, nichts als das eherne: „Napoleon Empereur!“ Wenn das sehnsüchtige Auge der Liebe sich taucht in das ihrige, wenn der Geliebte das Augenlied ihr zärtlich küßt und in dem Himmel ihres Auges das süße Geständniß der Gewährung, der Ergebung, der Zärtlichkeit lesen will, da schaut ihr nichts entgegen als das eherne: „Naleon Empereur!“ Wenn ihr Kind das kleine Aermchen um ihren Hals schlingen und mit aller Kindlichkeit ihr in das Auge blicken wird, da strahlt nichts auf dem Kinde hernieder als: „Napoleon Empereur!“ und wenn einst das Auge im letzten Lebenskampfe erlischt, und der fromme Priester an ihrem Bette mit dem Zuspruche der Religion sie tröstet und in ihrem Blicke sucht die fromme Ergebung,

den seligmachenden Glauben an den heiligen Erlöser, da wird er in diesem Blicke nichts lesen als das eherne:

„Napoleon Empereur!“

3.

Francesco Gerard. Delphine Gay.

Es ist eine ganz kleine nette Hand, eine weiche, niedliche, drückliche Hand. Ich habe diese Hand, die den Belisar, Ossian, Amor und Psyche gemalt hat, immer mit einem besondern Gefühle gedrückt, wenn er sie mir an seinem Salonsabend zum Willkommen reichte. Man braucht Gerard nur zu sehen, um den Maler der Anmuth und der Grazie in ihm zu erkennen. Er war zwei und sechzig Jahre alt, aber die Kunst hat ihn jung erhalten. Ein untersetzter, lebendiger Mann, voll Leben und Bewegung, Augen mit einem messenden Scharfblicke und einen Mund, der auch, wenn er schweigt, viel sagt. Seine

Frau ist eine der liebenswürdigsten, herzlichsten Personen, liebenswürdig und freundlich, und tummelt sich mit froher, biederer Zuthunlichkeit unter den Gästen herum.

In vier kleinen Zimmern drängen sich an einem solchen Abend hundert Personen herum, unter denen Casimir Delavigne, Victor Hugo, Viennet, Meyer Beer, Scribe, Chodzko und andere Künstler, Dichter und Staatsmänner, Generäle und Minister. Bei uns in Deutschland will ein einziger Ministerialrath ein ganzes Zimmer für sich allein haben, wenn er jemand die hohe Ehre seines Besuchs schenkt, und man muß stets einen leeren Raum von vier Schritten zwischen einem wirklichen und einem Titular-Rath lassen, damit sie nicht an einander anstreifen. In Paris tritt man ungenirt einem Minister auf die Beine als ob es seine eigene wären, und in einer Fenster-Embrasure erstickt ein Marschall mit Vergnügen zwischen einem Maler und einem Theaterdichter. In einem Zimmer liegen bei Gerard in großen Cartons alle Skizzen und Entwürfe seiner Gemälde und Zeichnungen; man blättert in ihnen herum, und der Liebenswürdige tritt zuweilen heran, erklärt einiges

und selten geschieht dieß ohne interessante historische Anekdote oder ohne geistreiche Bemerkung.

Man hat Gerard den Vorwurf gemacht, daß er die Historienmalerei vernachläßigte um Porträts zu malen. Er bekam für Porträts der Napoleon'schen Familie allein 330,000 Frank. Das ist freilich ein Lohn, gegen den der aller Historienmalerei nur reine Fabelmalerei ist. Allein abgesehen davon, ist nicht nur sein Belisar, sondern sind sein Homer, seine „vier Lebensalter" nicht auch historische Bilder? Ich mag überhaupt den Ausdruck „Geschichtsmaler" nicht leiden, es gibt keine Geschichtsmalerei, das Wort selbst ist Unsinn. Welcher Maler kann eine Geschichte malen? Einen Moment, eine Catastrophe kann er malen. Der Maler kann einen Berg, eine stürmische Fläche Wasser, eine That darstellen, aber nicht die unermeßlichen Alpen, nicht das unendliche Meer, nicht das Reich der Geschichte. In allen historischen Bildern ist es immer doch nur ein Kopf, eine Figur, eine einzelne Handlung, welche die Seele des Bildes ausmachen. Sind mehrere da, so sind es mehrere Bilder neben einander, mehrere Momente zusammengestellt, aber das kann ich nicht

Geschichtsmalerei nennen. Eine Seite aus dem Tacitus, aus Johannes Müller ist mehr historisches Gemälde als alle Geschichtsbilder der Welt. Die Geschichte kann nur durch Worte, durch Poesie gemalt werden, Farben können nur die Oberfläche, die Physiognomie eines Geschehenen darstellen, die Seele der Geschichte aber wohnt nicht in dem Antlitz der Begebenheiten, sondern in ihren Motiven, diese können von dem Maler nicht dargestellt werden, also gibt es keine Geschichtsmalerei, sondern bloß Momentmalerei, Thatenmalerei, Begebenheitsmalerei, nicht einmal Handlungsmalerei, denn eine Handlung setzt schon Schwanken, Urtheile, Entschlüsse und Vollbringung voraus.

Gerard war früher Revolutionär und Tribunals-Richter, allein die Kunst gehört keiner Parthei an, und er hat die Verbündeten in Paris mit eben der Vollkommenheit gemalt, als die Napoleoniden. Die „Schlacht bei Austerlitz" wollte er durchaus nicht malen, allein Napoleon sagte: „Je le forcerai à livre la Bataille." Als das Gemälde fertig war, sagte Napoleon: „C'est aujourd'hui que j'ai gagné la bataille d'Austerlitz."

Herr Gerard ist etwas eitel auf seinen Michaels= und Ehrenlegion=Ritter, allein ich glaube er thut das aus Bescheidenheit, denn in einer solchen Eitelkeit liegt Trost für den Nebenmenschen, weil man sich tröstet, diese Dinge nicht der Mühe werth zu finden; zeigte er aber Eitelkeit auf sein Genie, das wäre für die Andern niederdrückend, denn sie hätten den Trost nicht, daß diese Eitelkeit eitel sey.

In keinem Salon war ich so gerne als bei Gerard. Erstens weil es gar so herzensgute Menschen sind, er und sie, und zweitens weil man dort mehr Thee und Kuchen bekam als sonst irgendwo und drittens weil Delphine Gay hinkam.

Ich habe viele deutsche Schriftstellerinnen kennen gelernt, Frau von Chézy, Frau von Schoppenhauer, Madame Birch=Pfeiffer, Herr von Holtei, Madame Carl und wie die Weiber alle heißen mögen; ich habe nichts gegen ihr Talent, allen Respekt vor ihren Charakter, wo einer zu finden ist; aber sie haben alle einen Zunftgeruch, einen Bodengeschmack, ich kann nicht anders sagen, als ihr Geist füßelt; es ist mir gerade so als wäre die Muse in ihnen in Fäulniß übergegangen und rieche aus der Feder heraus.

Ihre Produkte und ihre Conversation haben was Nabelschnurartiges an sich. Wenn ich in eine Straße einziehe, erkundige ich mich erst ob kein Schmied, kein Schlosser, kein Seifensieder und keine Schriftstellerin in der Nähe wohnt.

Delphine Gay ist auch eine Schriftstellerin, aber eine französische. „Die geistreichen Leute haben ein Privilegium häßlich zu seyn,“ sagte jemand von der Mad. Staël, worauf der Prinz de Ligne erwiederte: „O ja, aber man muß ein Privilegium nicht mißbrauchen.“ — Ich für meine Person finde es ganz in der Ordnung, daß die weise Vorsehung den geistreichen Menschen keine Schönheit gab; allein ich muß bedauern, daß die weise Vorsehung eine zu schmeichelhafte Meinung von meinem Geiste hatte. Sie hat meinem Geiste eine zu große Flatterie gesagt und das noch dazu mir ins Gesicht!

Die geistreichen Menschen sollten aber nicht nur ein Privilegium haben häßlich seyn zu dürfen, es sollte ihnen sogar verboten werden schön zu seyn, bei Androhung von mehrtägiger Dummheit.

Die dummen Menschen müssen schön seyn, denn sie müssen immer ihre Haut zu Markte tragen; wenn

diese also nicht schön wäre, so wären sie ja ganz unglücklich.

Delphine Gay aber ist, trotz dem sie eine Schriftstellerin heißt, nicht nur sehr geistreich, sondern auch sehr schön. Sie sieht einem Frauenzimmer hier in München zum Sprechen ähnlich; ich mag das Frauenzimmer nicht nennen, allein da sie eine einzige Tochter ist, so wird es dem Leser, der ihre Eltern kennt, ein leichtes seyn zu errathen wen ich meine. Sie war eines Abends bei Gerard. Ich hatte an demselben Abende eine junge Polin, eine Violinistin, Lenorka, bei Gerard eingeführt, welche einige Sachen spielte. Plötzlich rauschte und tos'te es in allen vier Zimmern, Gewänder knisterten, Stühle rückten und alles gerieth in Bewegung. Delphine Gay sollte improvisiren. Ich war todt aus Neugierde, meine zwei deutschen Ellenbogen sprachen ein kräftiges Französisch mit dem Accent grave und machten sich sogleich Platz. Delphine saß in der Mitte des Zimmers wie eine junge, blühende Pythia; um Hals und Schultern wetteiferten klassische und romantische Ueppigkeit um die Alleinherrschaft; der Kopf in idealer, edler Form halb übergelehnt, und die reichen blonden Locken

raschelten und züngelten wie die Schlangen auf dem weichen Pfühl des Nackens; ihr großes, seelenvolles Auge sah halb sinnend empor, und ihr reizender Mund schien über das Thema, welches sie erwartete, voraus siegreich zu lächeln. Sie sah göttlich aus, ich schwamm in Entzücken, und um vollends und ewig schwimmen zu können, wünschte ich nichts als ein Delphin zu seyn, um mit der Delphine in einem Elemente zu leben. Es wurde ihr die Aufgabe gestellt: „Klage eines alten Mädchens über ihre ohne Liebe entflohene Jugend."

Eine leichte Röthe überfloh ihr schönes Antlitz, und sie begann sogleich ohne Affektation, ohne Zwang eine Reihe fließender Verse zu improvisiren, die wie die französischen Verse überhaupt, nicht tief, aber glatt und lieblich waren. Es fanden sich auch einige recht gemüthliche und ergreifende Stellen. So hieß es einmal: „Pas un seul homme m'a tutoyé, pas un nom m'a fait rougir." Darin liegt gewiß eine sinnige Wehmuth, und es ist eine sehr zarte Idee, die aber auch nur aus dem Wesen der Weiblichkeit entspringen konnte. Ich hätte sie gleich dutzen und erröthen machen mögen. Ohne ein Im-

provisator zu seyn, mit Hülfe meines Gedächtnisses, übersetzte ich ihre Improvisation sogleich ins Deutsche und überreichte sie ihr mit einigen Versen an die holde Stegreifsängerin. Am andern Tage erhielt ich mit einem schmeichelhaften Schreiben, in welchem ich als un des plus célèbres poëtes de l'Allemagne glänzte, eine Einladung von der traurenden, schönen Sängerin. Denn sie weint über Frankreich, eine klagende Muse sitzt sie seit den Juliustagen an den Ufern der Seine wie an den Bächen Babylons und weint über den Fall Zions. Aber die Harfe hat sie nicht an die Zweige gehängt, sondern sie schlägt sie in wehmüthigen Weisen und man kann sie als die Schöpferin der französischen National=Elegie betrachten. Ich glaube Sebastiani gibt sich viel Mühe diese singende saule pleureure mit dem Barrikadenthron auszusöhnen, und hat sogar eine Pension, ein sonst untrügliches Mittel, angewendet. Die poetische Existenz der Dlle. Delphine Gay ist in zwei Theile getheilt; in die Vor=Revolutionäre, da war sie eine enthusiastisch=patriotische, eine poetisch=begeisterte; nach der Revolution ist sie eine sehnende, wundgesungene Philomele, eine resignirte Muse. Delphine Gay

spricht ziemlich fertig deutsch, da sie fast die Hälfte jedes Jahres in Aachen zubringt. Nicht alle französische Schriftstellerinnen sind so liebenswürdig und so menschlich schriftstellerisch als Delphine Gay. Mad. de Girardin z. B. hat die Saiten ihrer Leyer mit Juliblut bestrichen und entlockt ihnen die rothen Töne der neuern politischen Gesänge. Eine Sängerin aber, welche mit den Tönen ihrer Lyra die besiegten Partheien noch einmal in den Boden singt, ist mir fast noch mehr zuwider als eine femme de la Halle, die mit ihrem Sabot den todten Exgarden noch das Gehirn aus der Hirnschale herausklopft.

Eine andere Seherin: „Madame Dadole née Grou-Troussel" hält Schelling-Hegelsche Prevostische Vorlesungen. Der „Mercure français" nennt sie bloß „la dame blanche d'Avenel". Der „Mercure" nennt sie so, weil sie „die unsichtbare Welt mit der sichtbaren verbindet." Ein genialer Einfall, der französische Merkur ist ein witziger Mann! Ich war neugierig ein Hochzeitszeuge bei der Verbindung dieser zwei Welten zu seyn, und ich hörte die Weisheit dieser weißen Dame: „Die Weisheit," sagte sie, „die Liebe und die Ein=

heit sind Homonyme, das ist das, was der gemeine Sinn „Geist, Schönheit und Vergnügen" nennt."

Ich machte ganz gewaltige Ohren und die weiße Dame fuhr fort:

„Toute idée, toute sentiment, toute sensation, n'est que l'union de nous mêmes avec ce qui nous est étranger."

Ich äußerte, daß dieses eben der Fall mit dem Diebstahl und mit der Sinnen-Sünde sey, beide wären auch nichts „als die Vereinigung unseres Wesens mit dem was uns fremd ist" und verließ die Dame blanche gleich nach der Ouvertüre.

4.

Piknisky Alcibiades von Neu-Athen,

oder:

Schikolinsky, der Reiter zu Fuß.

Piknisky von Schikolinsky, zu klein für einen großen Mann und zu groß für einen kleinen Schalk, stammt aus einer der ältesten Familien jener Nation ab, die gleich nach ihrer Geburt einen Coupon von sich abschneidet, um ihn für jene Welt zu verzinsen. Bei seiner Geburt lächelten die Dreiprozentgen rechts und die Metalliques links, von woher dem zarten Knäblein, welches nach beiden liebend sah, ein zweifelhafter Blick zurückblieb, ein Blick, der zwischen der äußersten Rechten und der äußersten Linken

vergebens die juste-milieu sucht; ein Blick, der sich vergebens an der eigenen Nasenspitze zu konzentriren sucht, von woher es auch kömmt, daß Piknikſky von Schikolinsky die Weisheit dieser Nase allein nicht bemerkt. Dieser Blick hieße bei einem Bürgerlichen „schielen", allein bei einem Manne von Selbst-Adel heißt ein solcher Blick: „ein loser Blick!" Man kann auch nicht sagen, daß Piknikſky von Schikolinsky schielt, Gott behüte, denn erstens schielt er nicht, sondern seine Augen schielen; allein auch das könnte man in Abrede stellen, sein rechtes und sein linkes Auge sind bloß in ihren Ansichten verschieden, es ist ein Meinungsstreit; ja ich gehe weiter und sage, das eine alttestamentarische Auge sieht nach Jerusalem und das andere neutestamentarische Auge sieht nach dem Calvarienberg, beide Augen führen einen Religionskrieg, und die schielenden Blicke sind nichts als Kreuzzüge. Oder auch, das eine Auge ist ein bürgerliches Auge, ein populäres, das sich mit andern Bürgern einkanaillirt, das andere Auge aber ist ein aristokratisches, das sucht noch irr umherschweifend seinen Stammbaum und dreht vornehm dem bürgerlichen Auge den Rücken. Oder auch,

das eine Auge ist eine französische Rente, die sich nach den Angelegenheiten in Westen richtet, und das andere Auge ist ein österreichisches Papier, das sich nach den Angelegenheiten in Norden richtet. Oder auch, das eine Auge ist Minister der inneren Angelegenheiten und das andere Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sie sitzen um den Ministertisch der Nase und referiren jeder aus seinem Departement. Oder auch, das eine Auge ist ein Alleopath und das andere ein Homöopath, welcher nur kleinwitzige Blickchen verschreibt.

Wie gesagt, im Ganzen kann selbst der Neid, der selbst schielt, nicht behaupten, Piknikský von Schikolinsky schielt, er hat bloß zwei Augen, die Sonderlinge sind, das eine ist ein Choleriker und das andere ein Sanguiniker; sein linkes Auge ist ein Jurist, das die Rechte studirt und sein rechtes Auge ist gelink. Sein Blick schielt nicht, sondern er hat bloß eine schiefe Erziehung erhalten, er sieht so aus als wie wenn ein Engländer französisch spricht; seine zwei Augen sind ein Dobb'lju (w), die sich selbst nicht gut aussprechen können.

Indessen hält sich Piknikský für unwiderstehlich

mit seinen Augen und da hat er recht, denn er kann alle Frauenzimmer mit seinen Blicken umzüngeln; seine Blicke fallen ihnen in die Flanken und greifen sie zugleich im Rücken an. Insonders aber dünkt er sich unwiderstehlich seitdem er sich selbst in den Adelstand erhoben hat. Man beschuldigt ihn, daß das aus lächerlicher Hoffahrt geschehen sey, allein es ist nicht wahr; Piknikský mit seiner allseitigen Weltansicht kann so beschränkt nicht seyn, er wollte bloß dem Adel einen Tusch anhängen. Man will sogar sagen, Piknikský habe zwei Namen; einen adelichen, den er als Domino umwirft wenn er in Gesellschaft geht; seinen Hausnamen soll er schon zu fådenscheinig gefunden haben und hat sich den adelichen Namen zum Tragen von einem Verwandten zu leihen genommen. Das sind Schwächen, die manchen Menschen nichts dünken, manchen Mann aber selig machen. Piknikský ist Neuathens Alcibiades, mit dem Unterschiede, daß der Alcibiades von Altathen etwas mehr Talente besessen hat. Bei allen olympischen Tänzen und Pikniks in Neuathen ist Piknikský-Alcibiades Anführer, Leiter, Bewerkstelliger und Seele. Er läuft, schwitzt, überredet, ladet ein, schreibt auf,

miethet das Lokal, leiht Tische und Sessel, repartirt die Speisen, zündet die Lichter an, hält Ordnung beim Tanz, besorgt die Blumensträuße, ordnet die Tafel, setzt die Zusammengehörigen zu einander, überredet zur Theilnahme, erscheint, läßt sich abweisen, kömmt wieder, wird hinausgeworfen, kömmt abermals, läßt sich Grobheiten sagen, kömmt noch einmal, bringt den Tanz, das Piknik doch zu Stande, läßt sich auslachen, schadet nichts, er ist selig, das Piknik ist arrangirt, Neuathen gerettet und Alcibiades unsterblich!

Seitdem er hörte, daß einst sein Vorbild Alcibiades sich bei Delium unter der Reiterei befand, reitet Piknikskj immer, nicht nur zur Pferde, sondern auch zu Fuß. Er macht immer die Bewegung als ob er eben eine stätische Mähre ritte, er wogt immer in die Höhe wie eine schwimmende Ente. Seine Bescheidenheit, sein unarrogantes Wesen machen ihn zu dem ersten Liebling der Neuathenienser. Besonders liebt ihn das Volk deßhalb, weil er sich dem Adel so aufdringt und sich so sehr an den Adel anzuschließen strebt, denn dadurch schließt er sich dem Volke, dem schlichten Bürger nicht an. Durch seine

geistreichen Urtheile, selbst über Dinge die er gar nicht versteht; durch sein bescheidenes Vorlautseyn bei allen Angelegenheiten die ihm nichts angehen; durch sein zurückgezogenes Hineinmischen und schüchternes Aufdrängen in Alles und zu Allem; durch seine alberne Klugheit in Urtheilen über alle Menschen die keinen falschen Blick und keinen falschen Adel haben, hat sich Piknikskÿ schon oft die laute Anerkennung seiner Verdienste zugezogen. Er drückte immer ein Auge bescheiden zu und mit dem andern sah er sich selbst über die Achsel an. Das schöne Geschlecht Neuathens scheint zwar diesem Alcibiades nicht so hold zu seyn wie die schönen Athenienserinnen dem wirklichen, das ist Geschmackssache. So viel ist gewiß, daß er Buchhalter aller tanz- und pikniklustigen Frauenzimmer ist, und „wer dem Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!"

5.

Die Unnennbare.

Ich will schwärmen, das heißt ich will zuerst den Verstand verlieren und mich dann darüber freuen, daß ich ihn verloren habe.

Das weibliche Geschlecht ist das glücklichste Geschenk, welches uns die Götter gemacht haben, denn nur durch die Frauen kann man zuweilen den Verstand verlieren. Wenn es keine Frauen gebe, wir wüßten nicht ihn zu verlieren und wie traurig wäre das! Es ist die höchste Gunst des Schicksals, das man zuweilen den Verstand verliert!

Er drückte mich schon wieder wie ein enger Stie-

fel, mein Verstand nämlich. Er genirte mich entsetzlich und that mir unendlich weh. Ich konnte ihn nicht los werden. Ich versuchte alle Mittel, ich hörte ein philosophisches Kollegium, ich trank Brüderschaft mit Herrn Dr. ****, es half nichts, mein Verstand wollte nicht weichen.

Da sah ich sie! da stand mein Verstand plötzlich still und auf einmal verlor ich ihn ganz. Der redliche Finder kann ihn als Recompense sogleich behalten, wird aber gebeten, mich nicht des Undanks zu beschuldigen; für eine solche Kleinigkeit ist das Belohnung genug.

Ich sah sie! der Himmel sprach: es werde Schönheit! und sie ward! der Himmel sprach: es werde Licht! und ihr Auge ward! der Himmel sprach: es werden Rosen und Lilien! und ihr Antlitz ward! der Himmel sprach: es werde Liebreiz! und ihr Lächlen ward! der Himmel sprach: es werde Musik! und ihr Wort ward! und der Himmel sah sie und sprach: es ist gut und er segnete sein Werk und die Welt rings herum lag vor ihr auf den Knieen und die erste Anbetung erstand, und die Religion der Schönheit heiligte alle Herzen und die Offenbarung

alles Liebreizes überleuchtete Erd' und Himmel und alle Wesenheit.

Zuerst war nichts und da schuf Gott die Schönheit, nicht aus dem Nichts, sondern aus sich selbst, und zu der Schönheit gesellte sich die Liebe, und die Gewässer rannen in einem Hosianna zusammen und die Lüfte bauten die blaue Wölbung triumphirend über sie auf, und die Urstoffe umarmten und vermischten sich, und die Erde rang sich entzückt aus ihrer Umarmung los, und aus der Erde jubelten die Blumen hervor und jauchzten die Wälder heraus, und die Berge öffneten im süßen Taumel ihre vollen Erzadern, und die Sonnen stürzten aus der unendlichen Höhe herab und die Welt ward!

Gott erschuf Schönheit und Liebe und die Welt ward von selbst. Schönheit und Liebe allein schufen Welten und sind die Welt. Alles wird zertrümmern, aus den Angeln gehen, Reiche, Künste, Religionen vergehen, Schönheit und Liebe sind unvergänglich. Nach zwanzig tausend Jahren wird man eine Madonna, eine Magdalena, einen Johannes ausgraben, man wird nichts in ihnen sehen als Schönheit und Liebe!

Ich sah sie. Jetzt erst weiß ich was sehen heißt! Bis jetzt hat mein Auge bloß Licht ausgestrahlt, aber keins eingesogen. Jetzt erst sehe ich; jetzt erst hat mein Sehen auf dem großen Ozeane des Raums ein goldnes Blüthenland gefunden. Jetzt erst weiß ich das Geschenk des Sehens zu lieben. Jeder Blick bringt mir nun eine gepflückte Blume des Lichts mit; jeder Blick hängt nun wie eine Biene an der Rose der Schönheit und sammelt Honig für die Zelle des Auges. Meine Blicke sind Nachtwandler, die in seliger Sicherheit auf den höchsten Höhen der Schönheit lustwandeln; o, weckt sie nicht auf, diese glücklichen Nachtwandler, sie stürzen sonst herab und sind verloren! Ich sah sie! ich sehe sie! sagt mir nichts, ich bitte euch!

Was will ich denn mehr als sie sehen? Ihr habt mir gut predigen, ihr predigt tauben Augen! Was ist es denn mehr? Sie ist die Kirche der Schönheit und meine zwei Augen wallen fromm und inniglich wie die stillen Pilger zu ihrer Schönheit, und beten leise und schließen sich dann um das eingesogene Gnadenbild heilig zu bewahren.

Ihr lächelt? gut, sagte ich es euch nicht gleich?

Ich habe den Verstand verloren; aber wer mir ihn wiederbringt ist des Todes, ich schlag ihn denselben an den Kopf. Ich will keinen Verstand um sie nicht anzusehen! Wenn mein Verstand zwei Augen hätte wie ich, und ein Perspektiv, daß sie so nahe bringt wie das Meinige, mein Verstand würde auch wie ein Narr da sitzen und sie ansehen, und wie ich ausrufen: ich sah sie!

Was habe ich an meinem Verstande verloren? Hat er blaue Augen, angefüllt mit Geßnerschen Idyllen, wie sie? Hat er Wangen mit Hermelin und Pupur wie sie? Hat er einen Mund, gleich der aufspringenden Rosenknospe, wie sie? Hat er ein alleinseligmachendes Lächlen wie sie?

Wenn sechs solche Verstände wie der Meinige neben ihr in der Loge säßen, ich würde sie und nur sie sehen und die Verstände nicht.

Wenn ich im Theater sitze und mein unverlorner Verstand mit mir, so langweile ich mich wie ein Abgeordneter bei einem Gesetzentwurf; verliere ich also nicht lieber den Verstand und schaue die Schönheit an und bin selig?

„Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht

verliert," sagt Lessing, „der hat keinen zu verlieren." Es gibt aber in allen Welten kein gewisseres Ding als die Schönheit der Unnennbaren, als die unnennbare Schönheit der Unnennbaren, und ich sollte sogar keinen Verstand gehabt haben, um bei diesem Anblick den Verstand nicht zu verlieren?

Ihr fragt mich ob ich sie liebe? Ihr Narren! Lieb' ich die Sonne? Lieb' ich den Abendstern? Lieb' ich das Morgenroth? Lieb' ich die Rose? Weiß ichs? Ich weiß nur, daß ich die Rose, das Morgenroth, den Abendstern ewig ansehen könnte, ewig still und selig, ohne Wunsch und ohne Verlangen. Wird es mir einfallen mich zu fragen, ob ich das Morgenroth liebe oder ob das Morgenroth mich wieder liebt? ich sehe sie, es ist mir genug.

Ich sehe sie wie den süßen Lichtsaum am weiten Ozean wenn die Lippe der Sonne ihn scheidend küßt; ich sehe sie wie den milden Glanz am hohen Kreuze der Kirche wenn Hespers Auge andächtig darauf weilet; ich sehe sie.

Ich sehe sie! Die wahre Freiheit wohnt nicht auf den Bergen und nicht in den französischen oder englischen Kammern; die Freiheit wohnt allein im

Auge! Das Auge kann sehen was es will, wohin es will und sagen was ihm einfällt. Ins Auge dringt kein Gesetz, keine geheime Polizei und keine Censur, das hat vollkommene Sprechfreiheit!

Was raisonnirt und denkt und klügelt und revoltirt nicht so ein Auge zuweilen! O, wenn man alle Augen sehen und hören könnte, da würden schöne Geschichten an den Tag kommen!

Ich sehe sie immer an, sie mich nie, daß ist eine unschuldige Seligkeit, die man uns beiden gönnen kann.

6.

Das aristokratische Herz und le valet de coeur.

Eins möchte ich wissen: ob Aristokratinnen überhaupt lieben? Die Liebe ist eine demagogische Leidenschaft! Ich glaube, in den Herzkammern einer Aristokratin kömmt die Liebe nie bis in die Chambre haute. Das Herz einer Aristokratin muß gewaltig zappeln wenn es sich einer solchen volksthümlichen Person, wie die Liebe ist, ergeben soll; da müssen gewiß von beiden Seiten Conzessionen gemacht werden. Ich glaube, die Aristokratinnen haben ein anderes Wort für die Liebe, sie haben bloß penchant, eine Neigung, das Wort ist schon ari=

stokratisch, sich neigen; das Herz neigt vornehm das Haupt, das heißt auf aristokratisch: ich liebe dich.

Ich habe einmal, als ich noch ein schöner Mann war, — jetzt habe ich durch einige Verleger etwas abgenommen — eine Aristokratin geliebt, es war in B. Ich war dazumal noch um einen Intendanzrath jünger und liebenswürdiger, und wenn ich allen meinen Geist, sauber ausgebürstet, mit den glänzenden Witzepauletts anzog, unwiederbringlich, unwiderstehlich wollte ich sagen. Das Herz einer Aristokratin hatte den Reiz der Neuheit für mich. Ich stellte mir so ein Herz als eine ganz besondere Raçe vor. Alle meine Seufzer lauteten wie „hochgebornes Herz!" Meine Gedichte zogen seidene Strümpfe und Schuhe an, wenn sie an dieses Herz gerichtet wurden, und meine Muse unterzeichnete stets nur mit einem von. Endlich gelang es nicht mir, sondern meinen Zauberkünsten, id est Kartekunststücken, diesem Herzen in die Karte zu schauen.

Die Geschichte verhielt sich so.

Sie war sehr schön, das ist eine gewöhnliche Sache; sie war sehr vornehm, das ist noch gewöhnlicher. Sie hatte dunkelblonde Locken, wie der Wim=

per des Tages, wenn die Nacht eben im Entfliehen ist; ihre blauen Augen schwammen in einem feuchten Glanze, gleich dem Sommerhimmel nach einem erfrischenden Regen; ihre Wangen durchschimmernd blaß und geistig angehaucht von dem Athem der Seele; ihr Mund wie ein griechisches Epigramm, klein und rührend süß; ihre Gestalt wie eine Rossinische Oper, üppig, melodisch, voll und rhythmisch, aber lauter Tanztakte, und ihr Fuß, o, ihr Fuß! Es haben schon manche Füße manchen Kopf verrückt, der Münzfuß z. B., oder der Fuß, den Rußland in der Türkei faßt u. s. w. Aber dieser Fuß, o welch ein Fuß! Der literarische Ruf von Theodor Hell ist noch größer als dieser Fuß, und die schmale Kost eines Berliner Freitisches ist noch breiter als er. Die ganze Figur schien ein erotisches Sinngedicht und der Fuß die reitzende Pointe daran. O, den Fuß muß man geküßt haben, um zu begreifen, wie man nachher mit dem sinnigsten Bewußtseyn so tolles Zeug darüber schreiben kann.

Ich kann mir denken, daß es ein großes Gefühl seyn muß dem Pabst den Fuß zu küssen; aber es ist ein süßes Gefühl einen solchen Fuß zu küssen

und was ist ein großes Gefühl für ein kleines Gefühl gegen ein süßes Gefühl! Früher mögen die Päbste wohl einen kleinen Fuß gehabt haben, denn Haller behauptet, Menschen mit langen Armen haben kleine Füße; jetzt aber haben die Päbste wahrscheinlich einen großen Fuß, d. h. in ihren Schuhen.

Ich habe ihn geküßt diesen Fuß, d. h. den kleinen Fuß der Schönen! Ich kann nicht sagen, ich habe ihn mit Küssen bedeckt, denn er war so klein, daß schon ein halber Kuß meines Mundes ihn bedeckte!

Ich sehe ihn noch vor mir diesen Fuß, wie Macbeth den Dolch. Drei Dinge schweben mir ewig vor Augen: das Weichselrohr, mit dem mir mein Instructor hinter meinem Rücken bewieß das acht mal neun zwei und siebenzig ist, welches ich nie begreifen konnte; das dumme Gesicht, welches der Berliner Polizeicommissär machte als er mich bei der Ankündigung, daß ich eingesperrt werden sollte, fragte: wenn ich den Arrest antreten wollte, und ich ihm antwortete: „sogleich, die Witterung ist diesem Unternehmen günstig!" und dieser Fuß!

Noch sehe ich ihn vor mir, den Strumpf, —

nicht den Polizeicommissär — was sag' ich, den Strumpf! Da hab' ich sie wieder erwischt, die ungeschickte, tölpelhafte, deutsche Sprache! Strumpf! Wie kann ein Wesen, von Frauenhänden geschaffen bestimmt einen solchen Fuß, den kleinen Klavierauszug aller Harmonie, zu umschließen, wie kann ein solches Wesen Strumpf heißen! S. T. R. U. M. P. F., ein einziger Vokal zwischen sechs knarrenden Ohren-Rippenstößen! S. T. R. U. M. P. F. Sechs dicke Altbayern mit einem geschmeidigen Elsaßer dazwischen; sechs vereinigte Dudelsäcke mit einem Haberrohr! Schon wegen des einen Wortes Strumpf sollte man die ganze deutsche Sprache umgraben! Strickstrumpf! Welch ein Wort, ein Franzose muß sich die Zunge daran auskegeln!

Und dennoch, dennoch muß ich es sagen, noch sehe ich ihn vor mir, den Strumpf! den seligen Strumpf, der das süße Geheimniß umschloß! Die Grazien haben ihn gestrickt und die Musen haben den Haspelmann dabei gemacht!

Dazu trug sie rothe russische Halbstiefelchen! (nun kennt sie ganz B.) Ich konnte diesen süßen kleinen Fuß, in den russischen Stiefelchen eingeschlossen, nie

ansehen ohne an Polen zu denken. Sagte ich, ich dachte an Polen, wenn ich diesen Fuß sah? Da hab' ich gelogen, ich dachte an ganz andere Dinge als an Polen; ich dachte an die Gegenfüßler, ich dachte mich zu Antipoden und dachte mir die Erde fort und da dachte ich nichts mehr, denn wo das Verzücken anfängt, da hört das Denken auf! Aber der Schnee schien unter ihrem Tritte wegzuschmelzen aus Lust und Gluth, und die weißbereiften Gräser, diese alten bemoos'ten Häupter, guckten lüstern um diesen unsterblichen Fuß herum und herauf, und ich schlich nach und setzte meinen Fuß in ihre Fußstapfen, wie einen Wollsack auf ein Kräuterkißchen!

Ich machte Gedichte mit zwanzig tausend Füßen auf diesen Götterfuß, denn ich dachte: laß sie die Muse nur bei einem Fuße packen und sie ist ganz dein! Vergebens! der Fuß war nicht zu rühren! Es ist ein hoffährtiges Ding, so ein Aristokratin-Füßchen; ich sah ihn ordentlich das Näschen rümpfen! —

Ich zehrte ganz ab! Mir schmeckte kein Weißbier und keine Mittwochsgesellschaft mehr; ich ging herum wie ein Willibald Alexis an der Wand, ich

seufzte o, ach und Gubitz! Schon war ich im Begriff Hand an mich zu legen; ich hätte mich entweder in Holteis Vorlesungen gestürzt oder mir einen Roman von Trommlitz durch den Kopf gejagt; da, da erschien die rettende Gottheit in der Gestalt von Coeur valet! Ich bin nicht nur Schriftsteller und Intendanzrath und beides ohne Gehalt, sondern auch Taschenspieler; nicht nur humoristischer Schriftsteller und homöopathischer Intendanzrath, sondern auch mein erster Leib-Kartenkünstler. Und warum nicht? Wenn der Regent von Sigmaringen einen ersten Leib-Hühneraugen-Operateur hat, warum soll ich nicht meinen eigenen Kartenkünstler haben? Es ist eine schöne Erfindung um die Leib-Hühneraugen-Operateurs. Die Hühneraugen sind die einzigen Augen an denen sich die Fürsten gerne den Staar stechen lassen!

Ich rathe allen deutschen Schriftstellern, die nicht Minister sind, und allen deutschen Ministern, die nicht Schriftsteller sind, nebenbei noch einen Broderwerb zu erlernen, denn nichts dauert ewig! Ehe man die Hand umdreht ist man kein Schriftsteller und kein Minister mehr; von was soll man sodann leben? Insonders ein deutscher Schriftsteller, der ne-

ben dem Geburtsfehler, geboren worden zu seyn, auch noch den hat, redliche, gute, loyale Gesinnungen zu haben, und dabei noch so dumm ist, zu diesen zwei Geburtsfehlern noch einen albernen Druckfehler hinzuzufügen, nämlich den Fehler, diese Gesinnungen drucken zu lassen; ein solcher muß mehr als alle andern dafür sorgen, nicht loyal zu erhungern und es ist gut wenn er ein Metier weiß. Alle große Regenten lernen noch ein Handwerk, warum nicht auch die Schriftsteller?

Ich bin gelernter Taschenspieler.

Meine Vorstellungen würze ich mit Humor; ich spreche dabei gebrochen französisch, denn französisch c'est la langue des tours de passes-passes. Ich sage:

Meine Erren und Damen!

Ich werde Sie hab die Ehr zu montrer quelqueques pièces de la schwarzen Kunst, welche Kunst heißt schwarze Kunst parcequ'elle est la Kunst zu machen weiß, daß es seyn eine Kunst; der Erfinder der schwarzen Kunst war ein célèbre Allemand, hat geheißen Bertholb Schwarz; dieses Bertholb Schwarz hat auch gefunden die Kunst durch des très petits

petits choses aus Blei zu machen verschwind große Dummheit und prejugé. Ich habe hier eine Zauberstab, eine baguette. Moses, le premier magicien d'Egypte, hat mit seine Baguette transforment en serpent, das jüdische Volk gemacht verschwind aus der Sklaverei; solche Baguette sind jetzt große Rarität! Ich werde hab' die Ehr ihnen zu zeug', quelques tours des cartes, quelques tour de vitesse! Ich werde wie Ludwig Philipp sag': Messieurs et Mesdames! point des praeparations! Hier ist die Charte, ist eine Wahrheit, un, deux, trois, allèz, partèz, vite! Die Karte ist nit mehr hier, ist verschwind! C'est seulement la vitesse!

Messieurs! Point des praeparations! Ich hab' hier die Ehr sie zu zeug' ein jeu des cartes complet, wollen Sie melier, heb', ab, ich spiele mit Sie ein Parthie Ecarté, geb' Sie selbst; un, deux, trois, vous voyez, ich habe immer die König in der Hand, welches nicht ist große Zauberei, sondern il n'y a que de prestige à cela! tour de vitesse! —

Messieurs! Point des praeparations! Wollen Sie seh'n comment on fait sauter la coupe?

Wie man schlägt die Volte? geb' Sie acht, mein schönes Madame! Mein Err! wollen Sie zieh' eine Karte? òu vous voulez! Was haben Sie gezogen? Treff=Bube? Legen Sie den Buben unter die Karte! Blasen Sie! un, deux, trois! Nehmen Sie oberste Karte; der Bube kommt in die Höhe, man weiß nicht wie! Point de sortilege; rien que de finesse! —

Messieurs et Mesdames! Point de praeparation! Ich werde ferner haben die Ehr' Sie zu zeigen le jeu de la gibecière, die Beckerspiel! Ich habe hier drei Becher, der eine Becher aus Blei, der andere aus Silber, der andere aus Gold; auch hab' ich hier drei Muscat, drei Bälle, un royaliste, un liberal, un revolutionaire! je prens le royaliste dans la main droite, je le fait passer à la main gauche, ich sag': un, deux, trois und leg' ihn unter den goldnen Becher; ich nehme de la même manière den Liberal und leg' ihn unter Silberbecher, und den Revolutionär unter Bleibecher. Puis je prens la baguette, attention Messieurs! ich nehme den Zauberstab, berührt alle drei Becher, sag' allèz, partèz, vite! Ich hebe die Becher auf,

vous voyez, il n'y a plus de liberal, ni de revolutionaire, hab sich verwandelt touts les deux in Royalisten und logier unter goldnen Becher! Point de Zauberei, bloß Geschwindigkeit! u. s. w. u. s. w." —

So hoffe ich einst mich noch zu ernähren, trotz meinem Unglück, kein Ultraliberaler zu seyn!

Also zur Sache, zu dem unsterblichen Fuß zurück! Die Frau Geheimräthin von **** hatte einen Narren an mir gegessen; ich hatte aber an ihr keine Närrin gegessen, weil ich überhaupt nicht viel esse. Wenn Gesellschaft bei ihr war, mußte ich erstens Witze machen, zweitens Räthsel aufgeben, drittens Pfänderspiele arrangiren, viertens die Töchter loben, fünftens die kleinen Geheimräthchens examiniren, sechstens ihr selbst alle zehn Minuten sagen: „meine schöne, gnädige Frau", siebentens die Lampen immer in die Höhe schrauben, achtens etwas von mir selbst vorlesen, neuntens dem Herrn Geheimrath erzählen wie die kleine Galster ihre Pirouetten macht, zehntens dem Papagei das „Käppchen krabben" und dabei sagen: „Ei, was doch das Thierchen klug ist, man sieht, es geht mit Ihnen um, meine schöne, gnädige Frau!"

Staatliche Bibliothek Bamberg

Das that und sagte ich regelmäßig jedesmal um halb zehn Uhr, und bekam jedesmal darauf zur Antwort: „Ja, Sie werden aber gar nie klug!" und dazu ein Lächlen und eine Butterbemme mit einem zärtlichen Blick belegt. Eilftens mußte ich die ältere Tochter bitten zu singen und die jüngere zu deklamiren; zwölftens endlich mußte ich Taschenspielerkünste machen.

Allein nur sehr selten ließ ich mich von der Frau Geheimräthin als Narren fressen. Es mußte was besonders dort seyn, wenn ich hinging um meine zwölf Arbeiten zu verrichten.

Einmal bekam ich schon acht Tage vor dem Frohndienstag eine Einladung zu ihr; und die ältere Tochter, unter uns gesagt, eine Tochter, die alle Augenblicke ihre Mutter hätte seyn können, verrieth mir, daß die sterbliche Eigenthümerin des unsterblichen Füßchens bei ihnen seyn wird. Schon seit einem Jahre haschte die Geheimräthin nach dieser Ehre, endlich wurde sie ihr zugesagt, und die Frau Geheimräthin hatte ihr schon so von ferne merken lassen, daß sie mich sehr witzig seyn lassen wird, daß ich lesen und taschenspielen werde. Ich bin mein Lebtag nicht so

dumm gewesen als in diesen acht Tagen, selbst damals nicht, als ich von Berlin nach München ging.

Ich suchte, nein, ich schnappte nach Witz wie der Berliner Freimüthige nach einem Abonnenten und erwischte eben so wenig als dieser. Der Fuß, der unsterbliche Fuß zertrat mir jede Saat des Witzes. Der Witz ist ein großer Herr, man kann sich auf ihn nicht verlassen!

Indessen fiel mir doch ein köstlicher Gedanke ein! Zu seiner Ausführung aber brauchte ich eine Mitverschworene, und zwar das Stubenmädchen der bezaubernden Fußbesitzerin!

Stubenmädchen und Versprechungen sind nicht schwer zu gewinnen. Es war ein hübsches Stubenmädchen; durch und durch Stubenmädchen; jeder Zoll ein Stubenmädchen! Ihre Seele stubenmädchente durch ihren Leib durch. Sie war wie alle Berliner Stubenmädchen, sehr belesen, bei Fernbach jun. abonnirt, und wenn sie ihre Gebieterin frisirt hatte, frisirte sie Clauren und Spindler und meinen „Berliner Courier". Ich erfuhr, daß sie gewöhnlich mit einem Buche allein nach Moabit schwärme. Wer je in Moabit war und nicht schwärmte, der schwärmt

nie wieder! Da ist die Natur so zu Hause wie in Leibrocks Räubergeschichten.

Ich zog meinen stürmischen Oberrock an, steckte etwas Sentimentalität in die Tasche und schlug den Weg nach Moabit ein.

Da ging sie vor mir hin. Ich sprach sie an; wie, wodurch, wieso, das alles erspart' ich zu erzählen, auch das wie folgt. Links der Sand, rechts die Stoppelhaide, in der Mitte der Staub, sie ein Stubenmädchen, ich ein Dichter, hinter uns die Spree, vor uns Moabit. — Mächtige Natur, du mußt alles verantworten! — Was geschehen ist, ich weiß es nicht. Der Staub war zu dick und ihre Taille zu dünn! —

Sie war gewonnen. Sie ging von dem Ganzen zum Theil über und lieh mir willig die Hand zu meinem vorgehabten Scherz.

Gebt mir einen Punkt außer der Welt und ein Stubenmädchen dazu und ich bewege die Welt wie ich will!

Wie sie geheißen hat? Ach, sie hieß nur zu viel! —

Endlich war der Abend da! Ich war aufge=

regt wie ein liberaler Schneidergeselle und liebenswürdig wie das Vergehen. Ich hatte mir neue Kleider und neue Anekdoten angefertigt, eine Vorlesung und einige Kunststücke in der Tasche, und zwei Impromptus, die ich seit zwei Tagen auswendig studirte, im Gedächtniß. So mit allen Gewürzen der Unwiederstehlichkeit gespickt, trat ich in das Gesellschaftszimmer der Frau Geheimräthin.

Sie war schon da! Sie saß auf dem Sopha neben der Hausfrau; ich sah nur die englische Büste, aber ich war scharfsinnig genug, um zu schließen, daß auch ihr Fuß da seyn müsse. Die süße Dichtung ihrer Büste entzückte mich so, daß ich gar zu gerne die Fortsetzung dieser Dichtung auch sogleich verschlungen hätte.

Die Frau vom Hause stellte mich ihr vor; die himmlische, die das Berliner Theater täglich besuchte, schien an uninteressante Vorstellungen gewöhnt und verneigte sich gleichgültig.

Ich begann meine zwölf Arbeiten. Ich blinzelte inzwischen immer unter den Tisch hinunter und erblickte endlich den Fuß der Himmlischen neben den der Geheimräthin wie ein kleines Rettungsboot neben

einem Linienschiff von 64 Kanonen. Das kleine reizende Füßchen neben diesem Kubikfuß sah aus wie ein eben gebornes, schneeweißes Lämmchen neben dem Mutterschaf. Die Himmlische schien doch nach und nach etwas von der aristokratischen Marmorirung ihres Benehmens zu verlieren. Sie wurde menschlich freundlich. Die reizende Weiblichkeit drängte sich vor und verstellte der Aristokratin das Licht. Ich las etwas Launiges mit Sentimentalität vermengt, und einige Beziehungen, die sie unmöglich mißverstehen konnte, flogen huldigend zu ihr hin. Ich sah sie ordentlich nach und nach aus ihrem Adelstolz herauswachsen. Oben und unten guckte schon das reinweibliche Wesen aus dem Reifrock der Vornehmlichkeit heraus. Mir wuchsen im Siege die Schwingen. Wenn ich mich in dem Gesellschafter zu rezensiren gehabt hätte, würde ich von mir gesagt haben: „Ich übertraf mich selbst", und als ich an der zehnten Arbeit hielt, als ich zum Papageichen ging um ihm das „Käppchen krabben", und zu der Geheimräthin um halb zehn Uhr sagte: „I, was doch das Thierchen klug ist, man sieht, es geht mit Ihnen um, meine schöne, gnädige Frau!" Da sagte die Ge-

heimräthin nicht wie gewöhnlich: „Ach, aber Sie werden nie klug!“ sondern sie sagte zu der Himmlischen: „Heute aber ist unser Saphir unerschöpflich!“ und gab mir zwei Butterbemmen mit zwei Blicken belegt. Ich hätte gerne mögen wissen, was dieses „unser Saphir“ auf die Himmlische für einen Eindruck gemacht hätte. „Unser!“ ich gehörte also auch zum Theil ihr an! Es ist ein schönes Gefühl das zueignende Fürwort! Unser! Es ist ein Potentatengefühl!

Es mochte schon sehr spät seyn als die zwölfte Arbeit kam: das Taschenspielen. Da sollte die Haupt- und Staatsaktion vorgehen, der Coup de main geschehen, welcher das liebliche weibliche Herz aus den Forts détachés der Stammbäume heraus in das freie Land der Liebe locken sollte. Nach vielen andern Kunststücken, nachdem ich eine Karte in ihrer Hand in ihr Portrait verwandeln ließ, d. h. in eine Rose, dann wieder in ein zweites in einen Stern, dann wieder in ein drittes in einen Engel u. s. w., kam der Knalleffekt.

Ich ließ sie nämlich nach Belieben eine Karte ziehen (sie zog coeur-valet); sie mußte die Karte ver-

brennen und die Asche wurde in alle Lüfte gestreut. Darauf wurde ein Orakeltempel auf den Tisch gestellt, und der Priester am Eingange von der Himmlischen befragt, wo sich jetzt die neuwerdende Karte befände. Darauf schlug diese Figur auf den Altar und eine Inschrift wurde sichtbar:

„In dem Schuh, der den himmlischen Fuß der himmlischsten Schönheit der Welt umschließt, und sie kann nur durch die Hand des Zauberers selbst aus dieser süßen Haft befreit werden."

Die Frau Geheimräthin zog sogleich wie ein alter Paradiesvogel ihre Füße ein; alle Referendare, die da waren, schrien: „Das ist einzig! das ist himmlisch!"

Die Himmlische erröthete und die Erglühende war doppelt reizend. Alle andern Damen in der Gesellschaft sahen sich auch auf die Füße; es war eine allgemeine Fußkoquetterie. Ich trat endlich an den Zaubertisch heran und erklärte, daß ich als Sterblicher nicht wagte unter so vielen himmlischen Füßen von himmlischen Schönheiten den rechten Fuß, den Ora-

kelfuß heraus zu finden, und schlug vor, man solle das Orakel selbst bitten den Spezialfuß zu bezeichnen. Das Orakel wurde gefragt — alle Füße im ganzen Zimmer hatten Herzklopfen — und auf dem Altare erschien in Rosen und Lichtern der Name der Himmlischen.

Glaubt mir, jede Seele hat eine Handhabe, die Handhabe der weiblichen Seele heißt Eitelkeit. Laßt mich diese Handhabe nur recht zu gebrauchen wissen und die ganze Seele ist mein.

Welche Bestürmungen, welches Nöthigen, welches Bitten, welches Zureden es bedurfte bis man die Himmlische dazu bewegte ihren unsterblichen Fuß bis unter die Knöchel, züchtiglich mit Nacht bedeckt, auf ein blaues Sophaschemelchen zu setzen, will ich zu erzählen mir ersparen. Da stand er denn, der Inbegriff aller Reize, das Ideal eines Fußes.

Ich kniete vor dem Schemel hin um den glücklichen Schuh abzuziehen! Mir schwindelten alle Sinne! Ich berührte mit meiner Stirne demüthig den blauen Schemel, küßte den äußersten Rand des Schuhes und sprach: Allerkleinstgeborner, allerniedlichster Fuß!

„O du Fuß, gefrorner Schnee in gestricktem Schnee! Du hast meine Ruhe in den Staub getreten; es ist nichts als gerechte Rache, wenn ich Hand an dich lege! O du süßer Fuß, kleiner, reizender Schlußpunkt des lebendigen Buches der Schönheit! Du elfenbeinerner Piedestal der anmuthigsten Göttin! Du alabasternes Schalhaus, mein ungeweihter Finger soll deinen verhüllten Meerschaum berühren! O, du süßes Wesen, du hast deine Spur in die Wange der Jüngsten der Grazien gedrückt und es entstand ihr liebreizendes Grübchen! Ich soll dir den Schuh ausziehen! Allein ist das ein Schuh? O nein, es ist ein seidenes Börschen um die kleinste Silbermünze! Es ist weiße Seide, die aber hart erscheint an dem Hermelin deiner Majestät! Ich küsse dich in Demuth und Ehrfurcht und Entzücken, und befreie dich weißes, kleines Täubchen von dem Taubenschlag des Schuhes!"

Darauf küßte ich den Fuß und zog mit aller Delikatesse den weißseidenen Schuh herab, und siehe da, in dem Schuh lag le lavet de coeur! — O Stubenmädchen! Wie ich dir auch im Voraus gedankt haben mag, ich habe zu wenig gethan! —

Was ist das weibliche Herz. Jahrelange Bemühungen; Serenaden mit Pfundnoten, Sonnette und Madrigale rühren es oft nicht! auch nicht ein stilles Herz voll Treue, voll stummer Treue, und ein Scherz, ein Schwank, ein Nichts wendet es um!

Le valet de coeur und mein Kartenorakel stießen alle aristokratischen Prinzipien dieses Herzens um!

Ach, dieses Herz, es liebte mich, aber es war und blieb doch immer und immer nur ein aristokratisches Herz mit liberalen Liebesinstitutionen umringt; ihr Herz hatte sich mit dem meinigen auf der linken Hand trauen lassen. Meine Küsse sprachen deutsch, die ihrigen französisch; mein Herz flog ihr entgegen, das ihrige trippelte mir adelich entgegen; ich duzte sie immer, sie aber sprach das „Du" nur dann aus, wenn die Menschlichkeit den Aristokratismus mit den fünf Sinnenfingern eine solche Maulschelle gab, daß ihm Hören und Sehen verging!

Was habe ich nicht alles versucht um diesem schönen, liebevollen, herrlichen Herzen die wahre Liebe, die demokratische zu lehren. Vergebens, wenn ich wieder kam, war ihre Liebe wieder ein gnädiges Fräulein von!

Sind die Herzen aller Aristokratinnen so? Wer sagt mir das?

Es ist schon der Mühe werth, diese Herzen zu studiren; denn wahrlich, sie sind schön und gut und edel und fein und zartfühlend; wenn sie nur keine Aristokratinnen wären, oder wenn ich doch selbst ein Aristokrat wäre!

Literatur-Briefe.

Börne, Heine, Menzel.

An J. J. in W.

München.

Lesers Leiden durch literarische Sprichwörter kennst Du bereits aus den Ansichten des Ahnherrn der deutschen Humoristik, aus Jean Paul.

Zu diesen literarischen Sprüchwörtern hat die neueste deutsche Literatur noch mehrere neue Cursiv-Worte geprägt, die sie verschwenderisch zum Fenster hinauswirft. Dahin gehören die Worte: geistreich — bieder — liberal — humoristisch —.

Ich kann jetzt das Wort „geistreich" nicht hören ohne zu gähnen, bei dem Worte „bieder"

fällt mir die ganze Grobheit der Altdeutschen ein, bei dem Worte „liberal" halte ich mir die Rocktaschen fest zu, und wenn ich das Wort „humoristisch" lese, welches die jetzigen Schriftner so gerne als Stirnblech ihren Werken vornageln, so steht die personifizirte Obstruktion des Geistes vor mir!

Die galenische Humoral-Pathologie hat freilich ihre Humores oder Feuchtigkeiten über die meisten Erzeugnisse unserer Humoristik ausgegossen; der eigentliche Humor aber, jener auf den Kopf gestellte Riese, der umgekehrte Himmel, der auf die Spitze gestellte tarpejische Felsen, der seine Opfer nicht hinunter, sondern hinauf stürzt, der ist wie Steinböcke immer seltener geworden. Die meisten jetzigen sogenannten, das heißt sich selbst nennenden, in zehn Jahren nimmergenannten Humoristen sind kaum selbstbehagliche Freibeichter ihrer spaßigen Natur; es sind kleine Schöffen und Landrichter für einzelne Thorheits- und Narrenstreiche, lustige Galgenpaters für Zeitsünden; sie sind hie und da bunte Schergen an einem Lokalpranger der Satyre; schreibende Narrendenunzianten; aber es sind keine totalen, weinenden

Weltverlacher, ihnen fehlt die Totalität und jene Vernichtungs-Idee, die sich selbst als Subjektivitäts-Nenner und alle Welt zum Zähler nimmt.

Das irdische Muttermal aller unserer neuen Humoristen ist ein rother politischer Zeitflecken. Sie bringen alle ihre Kindlein in die politische Feuertaufe und weihen sie dadurch gerade der schnellen Sterblichkeit. Irgend ein Scharfdenker sagt ganz richtig: „nicht daß Horaz, Swift, Sterne u. s. w. durch ihre Zeitsatyren bis auf uns kamen, ist zu bewundern, sondern daß sie trotz ihren Zeitsatyren bis auf uns kamen." Das Anklammern an den Apropos-Geburten der Zeit, um diese als Schwimmkissen auf der Lesefluth zu gebrauchen, ist Ursache, daß mit dem Verlaufe dieser Zeit oder dieses Zeitabschnitts auch die an diesem Dampfschiff angebundenen Nachschlepp-Kähne mit in die Vergessenheit gezogen werden.

Die meisten neuen politisch-humoristischen Schriftsteller halten sich oder möchten gerne gehalten seyn für schicksalsvertraute Boten der Zeit, die ihr vorauseilen um ihre Lager abzustecken und Quartier zu bestellen, aber sie sind im Grunde gerade das Gegentheil, sie

sind Nachzügler und Hinterherläufer der Zeit; wenn diese aufgebrochen und fortgezogen ist, dann ziehen sie plündernd und sengend in freibeuterischen Cabriolen nach, und knallen mit ihren Federbüchsen hie und da einen einzelnen Flüchtling der Zeit nieder, durchstöbern das Zeitschlachtfeld und ziehen den bereits schon Todten noch mit Siegesgeschrei das letzte Hemd aus. Mit dem humoristischen Salz wollen sie die Zeit füttern oder fangen, und erinnern an Kinder, welche sagen man braucht, um Schwalben zu fangen, ihnen bloß Salz auf den Schwanz zu schütten. Salz thut der Gegenwart wohl noth, der literarischen Gegenwart nämlich, um sie vor Fäulniß zu bewahren, aber der politischen Gegenwart mit ihren wunden Trikolor-Striemen ist Salz Gift, ätzendes Gift. Es gibt nichts Widerliches als das allseitige Bestreben der jetzigen Schreibsteller ihre geistige Leerheit mit Politik zu plombiren und um die nackte Schreibeseele einen revolutionären Purpurmantel zu werfen.

Die geistige Ohnmacht hat etwas Romantisches und in der literarischen Bettelei ist einige Rührung; aber in dieser falschen Scham des intellektuellen Unvermögens, das sich eines falschen ultra-liberalen Pri-

aps bedient um mit zu den Männern der Zeit gezählt zu werden, liegt Ekel und Verächtliches. Die Ungeschicklichkeit auf der dichterischen Leier soll dadurch bemäntelt werden, daß sie diese Leier als liberales Klöppelkissen gebrauchen, um Brabanter Revolutionsspitzen darauf zu klöppeln. Statt der Harfe nehmen sie die Trompete, um die Mauern des legalen Jericho umzublasen.

Gold und Liebe müssen zwar immer einen Beischlag, eine Art von Schlacken haben, wodurch sie fester und glänzender werden, aber die Dichtkunst verträgt sich nicht mit Politik, das hieße das hohe Götterweib mit den sanften, weisen, himmelblauen Augen, mit dem thränenmilden Wort und mit dem heiligen Mittler-Lächeln an ein Häringsweib anschmieden. Auch von dem Humor ist nur sein kleiner Nagel: der Witz, eine politische Potenz, und daß auch nur mit seinem Muth des Lachens und nicht mit der Grobheit des Hasses und der innern Wuth.

Es geht mit unsern humoristischen Narren wie mit den dramatischen Narren. Der Shakespear'sche Narr, der Narr im Lear ist ein Narr, aber ein bewundernswerther Narr, ein Narr zum Küssen, vor-

ausgesetzt man weiß er ist ein Narr. Alle Höhen der Ironie und alle Tiefen der Wehmuth, der vernichtende Hohn des Geschickes, der allgewaltige Tollklang einer zerrissenen, zu Grunde gegangenen großen Seele, alle diese jammervoll-lustigen eingestürzten Gott-Trümmer liegen in dem Gemüthe dieses Narren vor uns ausgebröckelt. Wie viele Narren sind seit diesem Ur-Narren auf der Bühne erschienen, und wie erbärmlich sind sie erschienen! Welche klägliche Nachfratzungen jenes Riesen-Urbildes; welche läppische Conterfeis, ein jeder Narr fast so abgeschmackt, als wär' er ein Schulgelehrter. Sie wollen alle Narren seyn, aber sie sind nicht klug genug dazu; sie sind und bleiben immer ganz fade Moralschwänzer und traurige Bajazzos. So ist es jetzt mit den politisch-humoristischen Narren.

Börne, das ist der Shakespear'sche Narr! Erhaben, toll, bewundernswerth verrückt und zum Küssen wahnsinnig! Sein Geist ist edler Marmor, der leider statt zu einem Götterbild im hohen Heiligthum der Muse zu einem kannengießerischen Trog ausgemeißelt wurde. Dieser Narr zerreißt einem das Herz, weil wir in ihm den Sturz eines großen Ge-

nies von seiner Sonnenhöhe in die Leukade einer brausenden Untiefe bewundern und beweinen. Wir sahen seit dem Erscheinen dieses humoristischen, klassischen Narrens aus allen Offizinen auch lauter humoristisch-politische Narren hervorwimmeln; aber sie verhalten sich zu Börne, wie die Wiener Leopoldstädter Hanswürste zum Shakspear'schen Narren. Von Börne muß man sagen: „der Teufel soll ihn holen!" aber man verspürt Lust sich mit holen zu lassen um in geisterreicher Gesellschaft zu seyn; Börne ist selbst ein Teufel, d. h. ein gefallener Engel; aber die Andern sind bloß arme Teufel, ganz traurige Teufel; es sind nicht einmal Teufel, es sind arme Seelen, die zu schlecht für den Himmel und zu dumm für die Hölle sind, und die der Teufel schon längst geholt hätte, wenn er nur wüßte wohin mit ihnen.

Börne hatte eine Anstellung in Frankfurt, und zwar bei der Polizei; es muß also eine Zeit gegeben haben, wo derselbe Genius, der jetzt sämmtliche Minister und loyale Schriftsteller nur Fürstenhunde und Königsknechte nennt, der selbst Gott nicht dienen will, weil das servil ist, doch selbst ganz gefügig und geschmeidig in Frankfurt a. M. auf sein

Polizei-Büreau ging, und mit derselben Hand, die jetzt wie ein Caligula mit einem Federhieb alle Königsköpfe von ihrem Länderrumpf trennen möchte, Pässe ausfertigte, ein Fremden-Register führte und Aufenthaltskarten bewilligte oder verweigerte. Nach dem Umsturz der französischen Regierung, d. h. nachdem Frankfurt wieder eine alte Perückenstadt, id est eine freie Reichsstadt wurde, war ihr erster Athemzug der Freiheit der, den Herrn Börne von der Polizei wegzublasen, weil er ein Jude war. Der Hahn auf der Sachsenhauser Brücke konnte darob nicht erröthen, weil er zum Glücke ohnehin roth ist; aber die vier „Oeil de Boeuf“ am Frankfurter alten Reichshause wandten sich fromm gen Himmel ob diesem reichsfreistädtischen Sieg über den gesunden Menschenverstand. Darauf spannte Börne seine Kugelbüchse gegen die Frankfurter Bühne, fertigte kritische Theaterpässe und Aufenthaltskarten aus. Er hatte aber einmal auf der Polizei Strenge gelernt, und er schoß mit seinen witzigen Knallerbsen einen Comödiantenvogel nach dem andern von der Frankfurter Bühne herunter, und nicht nur die Vögel, sondern auch die Vögelinnen. Da erbebte das Frankfurter

Capitolium von dem Racheruf der Gänse, der Senat zitterte in seiner kattunenen Toga, die Triumviren, Septemviren und Dezemviren bebten um die Sicherheit der Republik und Börnes Theaterkritiken verstummten. Aber in ihm selbst verstummte weder der Verlust seiner Stelle, noch die gehemmte Kraft der Satyre, und sie schlugen später mit allen Zinsen und Zins von Zinsen aus seiner Feder heraus. Sein Haß warf den Stein vorerst nach Frankfurt und dann rang er sich in immer weitern Kreisen um Deutschland, um Europa, um die Erde, und bald auch um den Himmel aus. Ein zweiter Coriolan zieht er gegen seine Senatstadt zu Felde, die ihm freilich weder Väter noch Mütter noch Kinder entgegen zu schicken hat, weil sie in ihrem Judengesetz alle Gefühle für Väter, Kinder und Mütter reichsfreistädtisch zu Grunde getreten hatte.

Wie der Rachegott seiner Väter zieht er nun im blinden Feuereifer gegen seine Feinde los, bis in das dritte und vierte Geschlecht. Feuer und Schwert muß über Amalek und Moab verhängt werden. Dieses Verfahren ist dem Geiste Börnes um so eigenthümlicher, da sein Humor nur in die Höhe geht, aber

nicht in die Tiefe, das heißt da ihm alles Gemüth fehlt. Gott hat seinem Genius alles gewährt, aber bloß die Thräne versagt, und das ist entsetzlich! Sein Geist verwandelt alles was er berührt, wie in dem bekannten Zaubermärchen, in Gold und Eisen, aber dabei stirbt sein Gemüth Hunger, sein Herz erdürstet inmitten des Feuerregens, sein Himmel ist ein erfrorner und seine Erde eine glühende, oben findet sein Auge keinen Durchgang und unten brennt es seine Sohle wund; die frische Quelle des schönen Lebens labt seine Zunge nicht, weil diese von Innen heraus verkohlt ist, und er steht inmitten der schönen, herrlichen, rosenrothen Schöpfung wie ein großer Wahnsinniger, der die Leichengebeine seiner Mitmenschen ausgräbt und damit sein Spiel treibt. Seine Lustigkeit ist eine tollgewordene Kränkung und sein Lachen findet in ihm selbst ein zerrissenes Schmerzens-Echo. Ihm fehlt zu dem ächten italienischen Humorsalat das Oel. Sein Geist ist ein reicher, ein unendlich reicher, aber ihm fehlt die Liebe; er liebt nichts als die Freiheit, und diese nur, weil sie, wie er glaubt, nicht existirt. Der Mensch, das Menschenthum, das Christenthum, oder um kurz zu seyn,

das Empfindungsthum ist ihm nichts, und ohne diese einzige göttliche Weihe der Seele schaut er kalt und höhnisch das Leben an, und das Leben liegt leer und inhaltslos vor ihm da; wie ein unbegrabener Scheinlebender wandelt er unter den Menschen herum, und weil er sie nicht empfindet, höhnt er sie aus.

An J. J. in W.

München.

Wenn wir die frühern Schriften Börnes lesen, so lebt in ihnen eine Geistesfrische, eine Universalität und eine gesunde Kräftigkeit, die nach und nach aus seinen spätern Werken immer mehr und mehr verschwanden, und einer Geschminktheit, einer gewaltsamen Aufreizung, einer Einseitigkeit und einer gallichten Kränklichkeit Platz machten. Man könnte den Umschlag seiner Muse ungefähr in kurzen Worten foldendermaaßen bezeichnen:

„Einst hat Börne mit dem Humor gespielt, jetzt spielt der Humor mit Börne!"

Seitdem er seinen humoristischen Schreibedurst mit dem Flammentrunke der Politik löscht, geht es

ihm wie Faust nach dem Hexentrank: seine gute Natur ist umgewandelt, sein Streben in die Höhe ist nun ein Ringen in die Tiefe, und seine Weltanschauung eine dämonische. Die großen Riesenschwenkungen und harmonischen Bewegungen seines Humors haben sich in epileptische Zuckungen verwandelt, und seine Federzüge, die früher wie verschlungene, sinnige Zaubergeister vor uns auf dem Papiere hintanzten, sehen in dem politischen Felde wie zusammengeringelte Molche und Unholde aus. Der Humor schreibt eine schöne Cursiv= und Currentschrift, aber eine schlechte Kanzleihand. Unter der politischen Umarmung kann der Humor seufzen und ächzen, aber nicht kosen und singen, und so sehen wir mit Mitleid und tiefem Bedauern die Agonie dieses Götterhumors in seinen spätern Erzeugnissen, und je schöner zuweilen das herrliche Auge wieder aufblickt und mit einem leuchtenden Blitze sein Siechbett überstrahlt, je tiefer dringt der Schmerz über diesen geistigen Selbstmord in uns ein. Die ersten zwei Bände seiner Briefe aus Paris bezeichnen den ersten Uebergang in diese Periode. Da rang noch der gewaltsame, spröde und unnatürliche Stoff mit der, dem herrlichen Himmel entwen=

deten Form; in den zwei spätern Bänden ist der grobe Stoff schon Meister geworden, und man sieht es jedem guten Gedanken, jedem Lichtstrahl des Witzes in ihnen an, daß sie nur mit Widerstreben und Weigern sich zu den Verzierungen, zu den Haut= und Basreliefs einer papiernen Pritschbank hergegeben haben, und in dem fünften und sechsten Theile sehen wir die geistige Rückenmark=Darre, die zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nimmt, und mit dem glühendsten Revolutionseisen über das schriftstellerische Rückgrad hinabfährt, um die gelähmten, durch ausschweifenden Mißbrauch getödteten Nerven noch zu einer gewaltsamen Aufreckung zu bringen.

Der fünfte und sechste Theil von Börnes Briefen machen jenen traurigen Eindruck, den großartige, verwitterte Ruinen auf ein fühlendes Gemüth machen. Wir sehen in diesen Bänden die letzte Anstrengung eines geschwächten Humor=Simsons, welcher mit dem äußersten Kraftaufgebot die Säulen des Bestehenden erschüttern möchte, um Alles, und sich selbst unter seinen Trümmern zu begraben. Die Indignation abgerechnet, mit welchem der nackte Cynismus dieser radicalen Weltlästerung jeden Leser er=

füllen muß, ist noch Stoff genug in diesen zwei Bänden, um zum Ueberdruß und zur Bemitleidung zu führen. Einzelne Geistesblitze, die aus dem einst so herrlichen Geisteshimmel brachen, dienen nur dazu, um uns die verstümmelte und zu Tode gemarterten Gedanken und Ausdrücke auf diesem Schlachtfelde nur desto deutlicher und gräulicher sehen zu lassen. Ohne Zusammenhang, weder im Stoff noch in der Form, flattern diese Ausfälle und Einfälle um die Auszüge aus deutschen und französischen Journalen wie Raben um den Rabenstein herum, und picken den da aufgehängten Neuigkeiten die todten, lichtlosen Augen aus. In auf- und absteigender Linie ergeht sich ein wehthuender Humor auf allen Stufen der Spottleiter, um bald hoch oben Gott einen Nasenstüber zu versetzen, bald tief unten einen Referendarius beim Schnurrbart zu zausen. Könige und Fürsten werden natürlich wie Distelköpfe zusammengesetzt, und um das „von Gottes Gnaden" den Regenten vom Munde wegzubarbiren, wird erst Gottes Gnade selbst recht eingeseift und abgeschoren. Börne klammert sich in diesen Bänden an Zeitungsartikel, läßt sich auch hie und da aus einer Residenz eine Nachricht zuschicken,

um mit ihr ein obscönes öffentliches Beilager zu halten. Das humoristische Gesetz liegt in ihm umgekehrt, er trägt die Objekte nicht in seine Subjektivität über, sondern seine Subjektivität in die Objekte, und so rollt sein schwarzes Hämorrhoidalblut durch die Adern des Universums.

Sein Lebtag ist in deutschen Setzkästen kein solcher Verbrauch von dem Wörtchen „ich" gemacht worden als bei Börne; sein Ich setzt sich gleich neben dem Ewigen hin, um zu beweisen, daß der Himmel keinen Herrscher braucht; sein Ich reformirt das Christenthum bloß deßhalb, weil es „Drei Könige" feiert, und sein Ich entwurzelt alle Tokayer Reben bloß weil man den Tokayer den König der Weine nennt. Sein Ich geht immer drei Schritte vor ihm her, und kömmt sogleich wieder hinter ihm wo er aufhört. Zwar soll diese Ichmanie die Selbstironie seyn, allein durch die Löcher dieser Selbstironie sieht die klarste Selbstanbetung nur zu deutlich heraus.

Ohne uns auf einzelne Punkte dieser neuesten Bände einzulassen, wollen wir bloß ein Beispiel anführen, um die Indiscretion der Ultraliberalen ins hellste Licht zu setzen. Börne spricht nämlich von

den deutschen Flüchtlingen in Paris, denen es gelungen ist, aus ihrer Haft zu entkommen, und bemerkt dabei, daß sie sammt und sonders mit Einverständniß ihrer Wächter und selbst der Polizeioffizianten entkamen. Hier kompromittirt Börne Schuldige und Unschuldige; setzt, wenn man anders von solchen Andeutungen Notiz nehmen wollte, eine Menge Menschen der Untersuchung und des Verlustes ihrer Stellung aus, und alles aus liebevoller Dankbarkeit!

Bevor ich nun von Börne zu den andern Humoristen und humoristisch seyn Wollenden übergehe, muß ich doch noch seines „Häring=Salates" gedenken, den er, im vierten Theile seiner Briefe, den Berliner Poeten auftischte, und an dem ich mich um so mehr labte und ergötzte, als ich zu der Zeit als Börne in Berlin war, dort lebte, er mich und ich ihn besuchte.

Die Berliner Poeten, da sie nun denn einmal Poeten genannt seyn sollen, trieben dazumal die Verehrung Börnes bis zum Götzendienste, und hinterher, nachdem er ein papierner Rebell wurde, verläugneten sie ihn und schworen ihn ab. Ich habe Börnes Geist immer geliebt, und liebe ihn noch, wenn ich auch

die Richtung dieses Geistes verdamme. Licht ist immer Licht, und die Flamme ist imposant, auch wenn sie verheerend und verderblich durch die Dächer ras't; wer wird nachher sagen, ich habe das Licht nicht gekannt, weil es ein Haus in Brand steckte?

Als Börne nach Berlin kam, da waren die Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft in großer Verlegenheit, ob sie ihm zu Ehren seinen Geburtstag essen sollen, oder ob sie, um ihn würdig zu ehren, ihn erst todtküssen und todtschmeicheln sollen, um dann seinen Todestag zu essen. Sie flatterten um ihn herum wie die Mücken um die Wachskerze. Zuerst Gubitz, der gute Tailleur en bois et en poësie; Fr. Förster, der durch Dinte weißgewaschene Demagog und Currende-Poet des alten Churfürsten; Alexis, der ungesalzene Häring, der entfesselte Referendarius und Leib-Reichs-Novellist; von Holtei, Göthes Hühneraugen-Dichter und schauspielender Kindermörder seiner eigenen Produkte; Fouqué, der Weithinschreibende, mit der minnegirrenden Ritter-Tartsche, und dann alle die kleinen Silbergroschen-Genies aus dem „Gesellschafter" und aus dem „Freimüthigen", alle welche unter den Fenstern der Sontag den Pegasus mit ih-

ren Strumpfbändern aufzäumten, wie liefen sie durcheinander, fielen sich in die Arme, und sagten nichts als: „er ist hier!“ Man war noch uneinig ob Gubitz ihn in Holz schneiden und zum alten Hutten hinsetzen sollte; ob Förster den großen Churfürsten mitten im Jahre zu ihm aufs Zimmer die Runde machen lassen sollte, oder ob die Redaktion des „Freimüthigen“ ihren Ulrich v. Hutten und ihren Verleger braten lassen sollten, um Börne damit zu bewirthen.

Börne konnte kaum zu Athem kommen, er bekam ordentlich eine Ehrengarde von Schriftstellern, die sich regelmäßig ablös'te, und er sagte oft zu mir: „Berlin kömmt zwar zu mir aufs Zimmer, allein ich möchte auch einmal Berlin sehen und nicht nur mirs zeigen lassen.“

Wie tragi-komisch war es nachher, als Börnes ersten Briefe erschienen! Alle die mit ihm in Berührung waren, hatten nichts weniger vor als eine große Sühne und Reinigung mit sich vorzunehmen, und dem Gouvernement nur ja zu sagen, sie hätten Börne nie gekannt. Gubitz wollte sich selbst eine zweifingerdicke Rinde vom ganzen Körper herabschnei-

den; Förster badete sich in dem Berliner Euphrat, in der Spree, bei Sonnenaufgang und Niedergang, und Häring soll wirklich lange darauf angetragen haben, sich von Grund aus neu machen zu lassen.

Nachdem sie ihn polizeilich desavouirt hatten, fielen sie literarisch über ihn her, und es war hochkomisch anzusehen, wie sich diese Fournée mittelmäßiger Schriftsteller abmühte, ihn zu zerreissen, und dieses Zerreissen mit ihren frühern Umarmungen und Küssen in harmonische Consequenz zu bringen.

An J. J. in W.

München.

Endlich fanden sie einen Ausweg, einen Ausweg würdig in Pankows Olivenhainen von den sieben Weisen Berlins im Geiste empfangen zu werden. Sie theilten Börne in zwei Theile, in den Juden und in den Christen, sie hatten früher den Christen in ihm geküßt, und schlagen jetzt den Juden in ihm todt!

„Was schöne Seele schön empfunden,
Muß herrlich und vollkommen seyn!"

Sie bewiesen, daß nicht der Schriftsteller in ihm ein Rebell ist, sondern der Jude; sie bewiesen sogar,

daß nicht der Schriftsteller in ihm witzig und geistreich ist, sondern auch bloß der Jude, und der gewässerte Häring sprach nichts als wie der Patriarch in Lessings „Nathan“:

„Der Jude wird verbrannt!‘

Vergebens riethen die Freunde des Herrn Häring demselben, wenn er glaubte, Geist und Witz läge im Judenthume, sich doch um seiner Verleger willen, so schnell als möglich beschneiden zu lassen. Häring blieb was er war, ein geistloser, lächerlicher Gegner Börnes, der ihn bannen wollte. Seitdem ist Häring ein sehr devoter Schriftsteller, der keine Feder ansetzt, ohne dabei an Polizei-Vater, Sohn und heil. Geist zu denken, und der keine Zeile schreibt, ohne sich dabei serviler Unterlinien zu bedienen.

Alle Berliner Dreizehner und Mittwochs-Dichter, deren erstes Literaturgesetz es ist, den Hohen zu schmeicheln, und deren erster ästhetischer Grundsatz heißt: „Schön ist, was der Polizei gefällt“, machten eine geistige Kollekte, um Börne, Heine u. s. w. niederzuschlagen. Aber die Kollekte fiel gar erbärmlich aus, ihr ganzer Zusammenschuß an Geist, Bosheit und

Kritik betrug sammt und sonders nicht mehr als den Werth des alten abgegriffenen Leibzoll=Groschens: „Es sind Juden!“ Mit dieser elenden Mähre trabte ihre dürre Kritik zu Stalle. Der Refrain jeder Beurtheilung hieß: „Es sind Juden!“ All ihr Bischen Gehirn und Mutterwitz brachte keinen andern Streitkolben als diese Alteweiberswaffe auf, die freilich noch immer die wohlfeilste ist, und in dem Zeughause der deutschen Literatur, zu ihrer Schande und zu ihrer Dummheit noch immer gang und gäbe ist.

Der Donner, den die Berliner Kritik auf die Häupter Börnes und Heines schleuderten, hieß immer „Judenwitz“, und dieser Donner rollte durch alle nordischen Blätter durch. Es ist wahr und bleibt auffallend, daß die Juden den Witz fast ausschließend, wie den Handel an sich gebracht haben. Das „Warum?“ und „Wie so?“ liegt vielleicht nicht so fern als man glaubt. Schon darin erstens, weil man durch die Censur den Witz fast überall beschneiden läßt, hält er sich selbst für einen Juden, und hält sich zu seinen Glaubensgenossen. Aber auch in dem hochtragischen Schicksal dieser Nation liegt die Essigmutter ihres Witzes. Das Alter ihres Schmer=

zes hat das sarkastische Weinsteinlager an ihre Gehirnwände angesetzt.

Die Shakespear'schen tragischen Gestalten sind voll Ironie, die Wahnsinnsspitze des Schmerzes wird lustigwitzig und hohnlachend. Der Wellenschlag des Druckes, welcher an die Brust dieses Judenvolkes aus dem offenen Meere der Zeit heranschlägt, hat seine Nerven zu einer geistigen Reaktion aufgeschwemmt. Das Christenthum hat seinen alten greisen Vater: das Judenthum, mehr als todtgeschlagen, es hat ihn in ein finsteres Loch gesperrt, Luft und Licht geraubt, und reicht ihm elende Kost. Es bleibt diesem alten gemißhandelten Vater nichts übrig, als in herzzerreissender Resignation, in der tollen Lustigkeit der Ohnmacht aus seinem Kerker herauszulachen. Klagen und Worte kann man ersticken, aber lachen, fürchterlich lachen, gräßlich lachen kann auch der Geknebelte. Die Juden haben zu dem Witz gegriffen, weil das jener Waffendienst ist, bei dem sie es mit der Zeit bis zum Offizier bringen können, bevor ein Armeebefehl den Taufschein und nicht das Verdienst in Betracht zieht.

Dem schweren Gepäcke der geistigen Armee, dem

positiven Wissen, den Brodstudien der Juden hat man in Deutschland auch ein gelbes Judenfleckchen angeheftet, und sie können mit diesem nicht frei passiren; aber der Witz läßt sich nichts anheften, er ist selbst sein eigener Passe par tout. Die Gelehrsamkeit ist ein Schlüssel zu diesem oder jenem amtlichen Sperrsitz, dieser Schlüssel darf aber keinen Bart haben! Der Witz hingegen ist ein Dietrich, er sperrt alles auf; er sitzt inmitten Deutschlands trotz des Zollvereins; er schlüpft durchs Schlüsselloch, während die Polizei die Klinken versiegelt; er geht nicht den gebückten Gang durch den engen Corridor zum Staats-Almanach, sondern er saus't auf Schlittschuhen über die glänzende Spiegelfläche des Lebens hin zu dem Strande, der dem schwerfälligen Linienschiffe des trokkenen Verstandes unerreichbar bleibt.

Also nicht der Jude in Börne und Heine ist witzig, sondern vielmehr die Weltgeschichte oder vielmehr das Weltgericht. Das Fatum dieses Volkes erscheint seinen Unterdrückern, aber nicht als seufzendes Gespenst, sondern als moderner Rache-Schöngeist, als amüsanter Vergeltungs-Bajazzo.

Lächerlich aber ist es, wenn die nordischen Kri-

tiker den Juden in Börne und Heine Demagogen schelten. Warum schelten sie in Wirth, Siebenpfeifer, Grosse, Pistor und unzählige Andern nicht auch den Christen einen Demagogen?

An J. J. in W.

München.

Die beiden modernen politischen Auguren Börne und Heine unterscheiden sich wesentlich. Börne weissagt gerne aus zerrissenen Eingeweiden, aus blutigen Köpfen und zuckenden Gliedern; Heine hingegen mehr aus dem Zug der Wolken, aus dem Flug der Vögel und aus dem rechts- oder links-donnern der diplomatischen Gewölke. Börne ist der politische Heraklit, Heine der Demokrit; der Lachende aber ist weniger böse, jedoch mehr gefährlich; mehr gefährlich weil er verführerischer ist, und verführerischer weil die Menschen lieber dem Lachenden als dem Weinenden nachlaufen.

Bei Börne ist das politische Glaubensbekenntniß die prima causa seines Witzes; er gebraucht den Witz als Inokulirnadel seines radikalen Pockengiftes; bei Heine ist es umgekehrt; bei Heine ist der Witz die prima causa seiner politischen Gesinnung; er gebraucht den Radikalismus weil dieser der beste und schlagendste Conduktor seines Witzes ist. Börne ist ein ehrlicher Wahnsinniger, er hat sich mit der französischen Freiheitsmetze vermählt, nicht französisch-bürgerlich, sondern deutsch-priesterlich, er bleibt ihr treu und liebt sie wirklich; Heine aber lebt mit ihr im Confubinat, er buhlt mit ihr, so lang sie jung ist; wenn sie alt wird verläßt er sie.

In Heines politischen wie in seinen erotischen Erzeugnissen ist die Sinnlichkeit, die Schwelgerei, die Lust im Fleisch zu wühlen, gleichviel ob Weiberfleisch ob Völkerfleisch, der Antrieb und der Anlaß. Er liebt die „peuples libres" wie er die „femmes libres" liebt; er hat keine revolutionäre Gesinnung, sondern bloß revolutionäre Geilheit. Es fehlt Heine durchaus an Wahrheit, an moralische, an dichterische und an politische. Heine ist Poet, Humorist und Politiker geworden, nachdem der

Mensch in ihm schon zerfallen war; deßhalb fehlt es seiner Poesie, seinem Humor, seiner Politik an dem Menschlichsten im Göttlichen und an dem Göttlichsten im Menschen: an Wahrheit; an Wahrheit der Empfindung, am Ernste der Gesinnungen, an der moralischen Beglaubigung.

Ich kann Heine nicht lesen ohne auf vielen Seiten ihm gerne um den Hals zu fallen; ohne seinen Genius zu küssen, ohne seine reiche, herrliche, volle dichterische Pulsader himmlisch pulsiren zu hören; ohne seinen Scharfsinn und seinen regenbogenschimmernden Witz zu bewundern; allein ich kann es auch nicht eine Minute lang dahin bringen zu glauben, daß er selbst wirklich das fühle und glaube was er schreibt.

So wie Heine in seinen herrlichen, lieblichen, duftigen Liedern immer die edle Empfindung eine Strophe vor dem Ende aus dem Sattel wirft, um mit einer frivolen und widerlichsinnlichen die Endstation zu erreichen, so würde Heine, wenn es zum Ausführen seiner riesigen politischen Ansichten käme, vor dem Schlusse einen Purzelbaum machen und sich die Haut voll lachen über die vorhergegangenen Strophen.

Börne, wenn er an der Spitze aller deutschen Schneidergesellen, die er auf dem Montmartre haranguirte, nach Deutschland gezogen wäre, er hätte redlich Wort gehalten, er hätte Deutschland ganz ausgerottet, mit Stumpf und Stiel; Caligula wäre ein sanftes Kind gegen Börne. Was Börne dann in dem ausgerotteten Deutschland begonnen hätte, weiß ich nicht; wahrscheinlich hätte er „Briefe aus dem ausgerotteten Deutschland" geschrieben und sie an „Hoffmann und Campe" verkauft, denn „Hoffmann und Campe" hätte er allein leben lassen, damit sie Börnes Briefe drucken können.

Heine hingegen wäre auch an der Spitze der Schneidergesellen ausgezogen, gen Deutschland, von Barseba bis Dan; allein nicht um der Freiheit willen, sondern um sich auf dem Wege über die Schneidergesellen, von denen wie von den Krebsen nichts genießbar ist als die Scheeren, recht lustig zu machen und „Schneider-Reisebilder" zu schreiben. In der ersten deutschen Stadt angekommen, da wäre ein deutsches Mägdlein gesessen am Thore der gottverfluchten Stadt, die noch nie eine Revolution machte, ein Mägdlein mit großen, blauen Augen, mit er=

fahrenen Gliedern, mit begehrlichen Lippen, mit der wogenden, schwellenden, duftigen Blume des Fleisches und des Leibes und hätte den unbezwingbaren Anführer angesehen mit den lustathmenden Augen, und Heine hätte gesagt: „Gnade dieser Stadt um Deinetwillen!“ und so wäre er durch ganz Deutschland gegangen, und Heine hätte sich an die Babelströme Deutschlands niedergesetzt zu den wohligen, heimathlichen, deutschbusigen Frauen, hätte die Leyer an die Cypressen und sich an die Frauen gehängt, und hätte in einer köstlichen, humoristischen und sarkastischen Anrede die Schneidergesellen aufgelöſ't und Deutschland begnadigt der Deutschinnen halber.

Ich liebe den Heine; ich liebe ihn, weil sein Genius so reich, so groß, so üppig ist; weil dieser sein Genius so hinüberragt über Börne wie eine vielzweigige Ceder über einen kahlen, schroffen Fels; ich liebe ihn weil seine Poesie in die Seele schleicht wie der Gedanke der Liebe, weil sie uns das Herz bestrickt wie weiche, liebliche Kinderhändchen; weil sein Humor auch weint wie ein segensreicher Gewitterhimmel; allein eben weil ich ihn liebe, hasse ich ihn, daß er mit dem Götterfunken fährt in den erbärm-

lichen Zunder der dahinflatternden Zeit; daß er die Sonnenscheibe seines Geistes zu Schwefelkerzchen zerschneidet, und daß er den Phäton und seine geistigen Sonnenrosse nicht oben erhält, sondern tief und niedrig, damit herabfährt in den Qualm und Moder und sengt und brennt und ausdörrt, wo er beleuchten, erwärmen und überstrahlen sollte.

Da liegt sein „Salon" vor mir. Es ist kein Pariser Salon, es ist der Hamburger „Peter Ahrens" mit seiner Gasbeleuchtung, mit seinen Hanse-Phrynen und Nymphen.

Heine fährt immer von der höchsten Spitze des Olymps aus und steigt immer bei Peter Ahrens oder bei Dorgerloh *) ab. Er gibt dem Pegasus erst immer Nektar und Ambrosia und Thau und Sonnenstrahlen und endlich immer ein Aphrodisiacum. In seinem lyrischen Aufschwung hat er den Musenberg im Auge, aber im Niederschwung läßt er sich am Hamburger Berg herab!

Seine Muse hat eine intermittirende Nymphomanie, wovon der „Salon" ein ekelhaftes Zeugniß gibt!

---

*) Zwei berüchtigte Freudensäle in Hamburg.

An J. J. in W.

München.

Die „Memoiren der Herren Schnabelewopski“ in diesem „Salon“ sind nichts als ein wahres „Cabinet d'aisance“ (man verzeihe mir diesen Ausdruck, aber ich finde keinen andern, es gibt keinen andern dafür). Ich mag jene Stellen nicht citiren, in denen die Gemeinheit der Scham den Kopf abbiß; ich glaube, meine Tinte müßte erblassen, mein Papier schamroth werden und die Lettern vor Schmach aus dem Setzkasten springen, wenn ich jene Cloacinen wiederholen wollte. Warum thut das Heine?

Man würde sich irren, wenn man sagen wollte, das ist Uebermuth, Ueberkraft, Uebergenie, Muthwille; nein, es ist Unterkraft, Untergenie, es ist ekklige Aufreizung der Unmacht!

Die Gedichte in diesem „Salon" verhalten sich zu Heines frühern Liedern wie faule Eier zu Ananasse. Seine früheren erotischen Gedichte sind schöne Meernixen, die obere Hälfte schön, herrlich, emporragend in den Aether, umspielt von den süßen Düften und Lüften des Lichts und des Lebens, und nur die unterste Hälfte schuppig und ekelhaft geschwänzt und im Schlamme watend. Diese Gedichte aber sind durchaus schuppig und unwirsch und kohl und abstoßend. Man lese:

„Das Fräulein stand am Meere,
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

„Mein Fräulein, seyn sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück."

Oder auch:

„Ja freilich, Du bist mein Ideal,
Ich hab es oft bekräftigt,
Mit Küssen und Eiden sonder Zahl;
Doch heute bin ich beschäftigt.

„Komm morgen, zwischen zwei und drei,
Dann sollen neue Flammen
Beweisen meine Lieb' und Treu;
Wir speisen nachher zusammen."

Oder auch:

„Manchmal, wenn ich bei Euch bin,
Großgeliebte, edle Donna,
Wie erinnernd schweift mein Sinn
Nach dem Marktplatz zu Bologna.

„Dorten ist ein großer Brunnen,
Forte del Gigante heißt er;
Obendrauf steht ein Neptun
Von Johann, dem großen Meister!"

Oder auch:

„Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitsschmuck,
Mit Jubel und Musiciren,
Das Bräutchen und sein Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

„Er bringt Jasmin und Röselein
Und Veilchen — duft'ge Kräutchen,
Und Sellerie für den Bräutigam
Und Spargel für das Bräutchen!"

Wahrlich, eine tiefe Wehmuth muß sich jeder redlichen Brust bemächtigen, wenn man die heiligen, helläugigen, keuschen Castaliden zu Gassenhauer-Sängerinnen herabgewürdigt sieht.

Wie ekelhaft nun gar ist es, wenn man unter diesen Gedichten lies't:

„Schütz euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzustarke Herzensklopfung,
Allzuriechbarliche Schwitzung,
Und vor Magenüberstopfung.

„Wie am Tage eurer Hochzeit
Sey die Liebe euch erfreulich,
Wenn ihr längst im Ehejoch seyd
Und eu'r Leib, er sey gedeihlich."

Vom Schöpfer singt Heine:

Ich hab' allein dreihundert Jahre
Tagtäglich darüber nachgedacht,
Wie man am besten Doktor Juris
Und gar die kleinen Flöhe macht!"

Wohin soll es am Ende mit der deutschen Literatur kommen, wenn sich ihre bessern Agnaten so zu sagen auf dem Markte ausflöhen und wie Krates und Hiparchia öffentlich die Muse schänden?

Aber wie soll man verlangen, daß sie die Musen keusch und sittlich behandeln sollen, wenn sie selbst Gott im Himmel mit ihrem Federkiel in die Ohren fahren und ihm wie Kinder einem alten Mann, bald einen Schnurrbart malen und bald sonst einen Schabernack spielen!

Sie nennen Gott einen Autokraten und die Religion eine Polizei, und beide soll es nicht geben. Ich bin weit entfernt mich hier Gottes annehmen zu wollen, er ist gottlob Mann genug, sich selbst helfen zu können, er hat schon die Sündfluth und den Frankfurter Herbstcarnaval überlebt und er wird Börne und Heine auch überleben.

Und sagte ich auch etwas über diese Gotteslästerungen, sie würden doch nur sagen: „der Heuchler!" denn das ist eben der fluchenswertheste Fluch des Unglaubens, daß er an einem Glauben des Glaubens nicht glaubt. Allein ich will von einem andern Gesichtspunkte ausgehen, von dem des Schicklichen, des

Anständigen, des Höflichen, des Menschlichen. Die Pflicht der Artigkeit gebietet das zu schonen und zu ehren, was unserm Nebenmenschen heilig, was ihm lieb, was ihm theuer ist. Wenn jemand eine häßliche Frau hat, die er liebt, werdet ihr hingehen und zu ihm sagen: „Pfui, deine Frau ist garstig?“ — Wenn jemand ein verwachsenes Kind hat und es zärtlich liebt, werdet ihr roh genug seyn und ihm sagen: „Dein Kind ist ein Krüppel?“ — Wenn jemand ein Bild hat, daß seine höchste Freude, seine einzige Seligkeit ausmacht, werdet ihr hingehen und zu ihm sagen: „Das ist ein falsches Bild, eine Schmiererei?“

Nun gut, Gott und die Religion werden euch doch wenigstens noch so viel dünken als eine Frau, ein Kind, ein Bild? Wenn Gott und die Religion das Glück, die Liebe, die Hoffnung, die Seligkeit von Millionen und Millionen ausmachen, warum wollt ihr hingehen und zu ihnen sagen: „He da, ihr guten Leute, ihr irrt euch, euer Glück, eure Hoffnung, eure Seligkeit sind Wahn und Thorheit, Gott und Religion, das sind nur so zwei eingebildete Dinge, das wissen wir besser; wir, die wir al-

les wissen müssen, eben weil wir nichts von Gott wissen!"

Sagt mir, wollt ihr das thun? Habt ihr ein Recht dazu?

Ich bitte euch, laßt Gott und die Religion aus eurem Spiele. Wenn ihr für euch mit dem alten Gott nicht mehr zufrieden seyd, weil in Frankfurt nur dreizehn Juden jährlich heirathen dürfen und in Hamburg ein Senator die Theaterkritiken streicht, so laßt doch uns unsern Gott; uns ist er noch sehr gut und lieb und heilig genug für unser Leben lang und auch wohl noch darüber. Wir sind dann auf jeden Fall besser daran als ihr, denn wir können für euch zu Gott beten, allein was könnt ihr für uns thun? Bei wem wollt ihr für uns beten? O, ich sag' euch, der Mensch ist zu bedauern, der für seinen Nebenmenschen nicht zu Gott beten kann, selbst wenn er „Briefe aus Paris" und einen „Salon" geschrieben hat.

Ich sehe sie schon, wie sie die Achsel zucken und lachen und sagen:

„Der Heuchler, die humoristische Betschwester!"

Meinetwegen, ich könnte einen Zeugen stellen, daß ich's ehrlich meine, allein ihr glaubt nicht an meinen Zeugen, denn er heißt —: Gott!

Cypressen.

An Caroline,

der ewig unvergeßlichen, schmerzlichgeliebten.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

H. Heine.

1.

Der Bach, das ist Thränenstrom,
  Den das Gebirge weint,
Vor Freuden, weil das Sonnenlicht
  Nun wieder es bescheint.

All diese Thränen rinnen hin
  In's große off'ne Meer,
Erzählen ihm wie's gar so lieb
  In ihren Bergen wär'.

Das Meer steigt dann im Wolkenflor
  Voll Sehnsucht in die Höh',
Und wandert rastlos, sehnend fort,
  Wohl über Land und See.

Und wandert fort bis zum Gebirg,
Die Wieg' des Wiederhalls,
Umarmt es mit feuchter Gluth
Und weint an seinem Hals.

Drum ist das Wasser auch so trüb
Das hier vorüber rinnt,
Weil es an kalter Felsenbrust
Vergoßne Thränen sind!

2.

Es stehet ein Blümchen alleine
Auf felsigem Stein in den Wogen,
Es ist nicht da drinnen geboren,
Es ist nicht da drinnen erzogen.

Sie habens entrissen den Fluren,
Die Leben und Nahrung ihm gaben,
Sie habens im fremden Gebiete,
Im Wasser lebendig begraben.

Das Blümlein spricht leise herüber,
Zu seinen Geschwistern am Lande,
Und lispelt und nicket und grüßet
Herüber zum heimischen Strande.

Die fühllosen Wellen verstanden
Nicht eines der Grüße und Worte,
Bis traurig und einsam und sehnend
Das schmachtende Blümchen verdorrte.

Die trauernden Blumen am Ufer
Die sterbende Schwester betrachten,
Und neigen die weinenden Häupter
Und athmen noch tief und verschmachten.

3.

Die Wellen da unten sie wandern
So lustig hinab in die Welt,
Die Wolken da oben sie wandern
Geschäftig durchs bläuliche Zelt;

Die singenden Vögel sie wandern,
Es wandert der würzige Duft;
Die glänzenden Sterne sie wandern;
Es wandert der Mond durch die Luft;

Ihr Wellen, ihr Wolken, ihr Sterne,
Ihr Lüfte und Düfte so weich,
Es wandern auch meine Gedanken,
Sie wandern so gerne mit euch!

Ich selbst aber bin wie gefesselt,
Ich wandre nimmermehr fort,
Denn selbst auch das Grab unsrer Liebe
Bleibt stets uns der theuerste Ort!

4.

Es liegt ein Stein inmitten
Der wilden Fluthen da,
Es will mir fast bedünken
Es sey Sankt Helena.

Ein Baum steht auf dem Steine
Und spricht den Wellen Hohn,
Es will mir fast bedünken
Es sey Napoleon.

Ein einz'ger Busch voll Flieder
Steht liebend noch dabei,
Es will mir fast bedünken
Als ob es Bertrand sey.

Den Geifer schäumt die Welle
An diesen Felsen schroff,
Es will mir fast bedünken
Es sey Sir Hudson Lowe.

Die Arme nach ihm strecken
 Die Bäume von dem Strand;
Es will mir fast bedünken,
 Es sey der Völker Hand.

Am Ufer ist's schon dunkel,
 Der Baum allein hat Licht;
Es will mir fast bedünken,
 Das ist das Weltgericht.

5.

Ich kam herab des Morgens,
Da saß auf meiner Bank
Ein Dichtender, ein Bleicher
Von Liebesleiden krank.

Hinunter in das Wasser,
Er leise seufzend rief:
„Du bist wie meine Leiden
Zu Hälfte nicht so tief!"

Ich fragte drauf den Bleichen
Warum er traurig sey,
Er sagt: „Ihm wär gestorben
Die Lieb im Monat Mai."

Ich sah ihm drauf voll Mitleid
In's traurige Gesicht:
„Es stirbt die wahre Liebe,
Wenn sie gelebet, nicht!"

Die falsche Sonn' im Wasser
Wie glänzend schwanket sie,
Die Sonne, die da schwanket,
War wahre Sonne nie.

Begrabe in die Fluthen
Wie falsche Sonn' die Lieb',
Die auf der Oberfläche
Nur selbstgefällig trieb.

6.

Sie sagen, daß ich lebe,
Ich aber glaub' es nicht;
Ich bin gestorben wahrlich,
Begraben bin ich nicht.

Begrabt mich doch ihr Leute,
Deckt mich mit Erde zu;
Die Leiche unbegraben,
Die findet keine Ruh.

Sonst muß ich durch das Leben
Ein todter Wand'rer seyn,
Und scheinen noch daneben
Mein eigner Leichenstein;

Auf dem es ist zu lesen:
Da unterm Steine hier,
Da liegt ein Herz erschlagen,
O Wand'rer bet' dafür.

7.

War ihr Geburtstag heute,
Ein süßer, holder Tag,
So mild wie ihre Augen,
Der Himmel vor mir lag.

Doch ich konnt' ihr nicht sagen:
„Lieb Herz, sey stets beglückt."
Konnt' ihr kein Sträußchen bringen,
Das betend ich gepflückt.

Konnt' mich nicht liebend bücken
Auf ihre schöne Hand,
Konnt' ihr kein Liedchen senden,
Das ich für heut' erfand.

Ich saß am See alleine,
Allein mit meinem Weh,
Und weinte bittre Tropfen
Hinein still in den See.

Und dacht' an sie nur immer,
An sie nur ganz allein:
„Was mag sie jetzt wohl denken?
Wo mag sie jetzt wohl seyn?"

So dacht' ich weinend ihrer,
Bis an den Abend spat
Der Mond, der blasse Tröster,
Aus seinem Zelte trat.

Dann schritten wir zusammen,
Stillschweigend nach der Stadt,
Und standen vor dem Hause,
Das sie umschlossen hat.

Ich setzte wie ein Pilger,
Auf ihre Schwelle mich,
Und betete mit Zähren
Für sie ganz inniglich.

So hab' ich den Geburtstag
Gefeiert bei der Nacht,
Auf ihres Hauses Schwelle
Geweinet und gewacht.

8.

Lustig nennen sie mein Wesen
Weil ich bunte Dinge schreibe!
Der Humor in meinem Herzen
Ist nur eine bunte Scheibe.

Nach hinaus scheint er ganz helle
In des Lichtes bunten Garben;
Und es flackert durcheinander
In dem Spiel der lust'gen Farben.

Doch hinein schaut durch die Scheibe
In des Herzens tiefen Hallen,
Da ist's öd' und todt und finster
Und das Gottbild ist zerfallen!

9.

Wenn ich wollte singen,
Wie das oft geschieht,
Da sah ich ihr in's Auge,
Und es ward ein Lied!

Wenn ich wollte beten,
Wie es Gott ansteht,
Da sah ich ihr in's Auge,
Gott weiß, es war Gebet!

Wenn ich die Brust mir fühlte,
Von Groll und Haß geschwellt;
Da sah ich ihr in's Auge
Liebte alle Welt!

Wenn ich mit mir selber
Hab freundlich seyn gewollt,
Da sah ich ihr in's Auge
Und ward mir selber hold!

Nun kann ich aber nimmer
 Ihr in das Auge sehn;
Um singen, beten, lieben
 Ists nun auch ganz geschehn.

Nun kann ich aber nimmer
 Ihr ins Auge sehn;
Und muß mich selber hassend
 Durchs ganze Leben gehn!

10.

Meine Augen sind wie Bettler,
Sie betteln stets um Thränen;
Betteln bei dem Schmerze,
Betteln bei dem Sehnen.

Mein Schmerz, mein Sehnen sind Reiche,
Sie geben und gewähren;
Sie geben meinen Augen
Noch immer neue Zähren.

Doch heiß brennt dieß Almosen,
Wie jede Gab' auf Erden,
Drum werden meine Augen
Bald blinde Bettler werden!

11.

Ich schreibe ihren Namen,
So oft ich immer kann;
Und schaue dann den Namen
In stiller Sehnsucht an.

Da fließt hinein die Thräne
Die aus dem Aug' mir bricht;
Verlöscht den süßen Namen,
Jedoch die Sehnsucht nicht.

Drauf schreib' ich ihren Namen
Und meinen auch dabei,
Und schneide dann die Namen
In bitt'rem Hohn entzwei.

Wie ich zerschneid' die Namen
Zerschneid ich mir das Herz,
Und doch erneu' ich immer
Den blutig bittern Scherz.

12.

Die Sonne flackert blutigroth
An jedem Abend nieder;
Die Sonne kehret blutigroth
An jedem Morgen wieder.

Mein Schmerz er legt sich blutig heiß
Am Abend mit mir nieder;
Mein Schmerz erwachet blutig heiß
An jedem Morgen wieder.

Und Schmerz und Sonn' am höchsten
Gerad um Mittag stehn,
Wo einstens ich die Theure
Am Fenster oft gesehn.

14.

Ich hasse euch ihr Augen,
Vom Sehen Lieben kam;
Vom Lieben kam das Sehnen,
Vom Sehnen kömmt der Gram.

Und wollt ihr mich versöhnen
Mit euch und meinem Weh,
So macht, daß ich die Theure
Nur froh und glücklich seh!

15.

Frühling stand in meinem Herzen
Und im Frühling eine Blume:
Meine Liebe war der Frühling,
Ihre Liebe war die Blume.

Doch sie haben grausam höhnend
Mir aus meines Frühlings Mitten,
Aus dem Herzblatt meines Frühlings
Meine Blume ausgeschnitten.

Als die Blume ausgeschnitten,
Starb der Frühling auch zur Stelle;
Wo sie stand entsprang auf ewig
Eine tiefe Schmerzensquelle.

16.

Jahre lang hab' ich gerungen,
Leid ertragen, Qual erlitten;
Tiefgebeugt und gramdurchdrungen
Mit dem Schicksal mich gestritten.

Bin gewandert sonder Weilen
Unter tief verhüllten Schmerzen,
Um ein Herz nur zu ereilen
Das sich schickt zu meinem Herzen.

Hab' ein solches Herz gefunden,
Das von Gott ward schön betheiligt,
Das empfindend und empfunden
All mein Wesen hat geheiligt.

Dieses Herz hat hell gelichtet
Meines Schicksals finstre Wildniß;
Herz und Sinn mir aufgerichtet
Durch die Weihe seiner Mildniß.

Und dieß Herz hielt ich umschlossen
Wie das Kreuz die heil'gen Väter,
Wenn sich Gnade d'raus ergossen
Auf die herzlichfrommen Beter.

Und ich hab' vor diesem Herzen,
Das mir Gnad' und Heil verkündet,
Meiner Liebe heil'ge Kerzen
Unverlöschbar angezündet.

Doch da drangen rohe Hände,
Die nicht Gott nicht Herzen glauben,
Ein in meine Herzenswände,
Um das Gnadenbild zu rauben.

Weil sie selbst, trotz Prachtgewänder,
Gott und Herz nicht in sich tragen,
Haben sie, die Herzensschänder,
Gott und Herz mir schnöd zerschlagen.

17.

Möchte wissen wenn ich bald
Begraben werde seyn,
Und auf meinem Grabe steht
Ein Kreuzchen oder Stein;

Und man vor Riedgras kaum
Das Grab zu sehn vermag,
Ob sie wohl kommen wird
Am Allerseelentag.

Ob sie den feuchten Blick
Wohl senket niederwärts,
Ob sie bei sich nicht denkt:
Hier ruht ein treues Herz!

Ob sie um meinen Stein
Ein kleines Kränzchen flicht,
Ob sie für meine Ruh
Ein Vaterunser spricht.

Gewiß, sie wird wohl kommen
Zu beten auf mein Grab;
Sie weiß, daß ich sonst keinen
Für mich zu beten hab'!

18.

Das Wasser und die Erde,
Die liebend sich gesellt,
Sie mußten sich erst trennen,
Und dann entstand die Welt.

Die Luft und auch das Feuer,
So nah und eng verwandt,
Sie dürfen nicht zusammen
Sonst stünd' die Welt in Brand.

Und so aus lauter Trennung
Besteht dieß Element;
Bis zu der letzten Trennung
Wo Leib und Seel' sich trennt.

Dann finde ich sie oben
  Die reine Seelenbraut,
Wo Gott der Herr und Priester
  In seinem Dom uns traut!

19.

Ihr Aerzte kennt ja das Herz,
Ein Muskel ist's, ein kleiner;
Zerschnitten haben Tausend es
Zusammgesetzt noch keiner.

Drum wißt ihr wohl, daß es besteht
Aus Blutgefäß' und Adern,
Doch nicht, woher daraus uns kömmt,
So Lust als Schmerz und Hadern.

So frage ich, o Schicksal, dich,
Da du mein Herz zerschnitten,
Woran hat dieses todte Herz
So bitterlich gelitten?

Das Schicksal macht ein klug Gesicht
Und sagt mir die Bescheerung,
Daß es zerschnitt mein liebend Herz
Blos andern zur Belehrung.

20.

Nimmer glaubt daß Sehnsucht schlafe,
Schließt sie auch die Augen zu;
Nur die allerkleinste Regung
Und erwacht ist sie im Nu.

Und sie überkömmt euch doppelt,
Treibet unstät euch umher;
Und sie nagt an eurem Herzen,
Und das Herz ist bang und leer.

Und es jagt euch quer und über
Wo sie ist und wo sie war;
Bis ihr spät sie noch gesehen
Bleibet ihr des Friedens bar.

Wollt ihr, daß die Sehnsucht schlafe,
Schlaf' und lasse euch in Ruh,
Wohl, so legt euch mit einander
In die kleine Brettertruh!

21.

Ein Rosenblatt und eine Thräne,
Die sanft dem Aug' entglitt,
Gab Gott der stummen Liebe
Und sagte: „sprecht damit!"

Da nahm die Rosenblätter
Für sich beglückte Lieb',
Der unbeglückten Liebe
Nichts als Thräne blieb.

Drum spricht sie nur in Thränen,
Was sie so denkt und meint;
Drum hab ich ganze Bücher
Im stillen schon geweint.

22.

Vor meinem Ende möcht ich gleich dem Schwan
Noch einmal in die Liederfluth
Mich stürzen mit der sehnsuchtheißen Brust,
Im Sange löschen diese Gluth!

Der Sterbgesang, der dann aus meinem Mund,
Der Muse letzte Oelung, zieht,
Es sollte werden herrlich, inniglich,
Der Unvergeßlichen ein Lied!

Es sollte werden herrlich, inniglich,
Ein Lied, vom heil'gen Geist durchbebt,
Der jeden Dulder, der von hinnen geht,
Mit dem Erlösergruß umschwebt.

Es sollte werden herrlich, inniglich,
Ein unvergänglicher Gesang,
Der wie ein Genius ihr schönes Haupt
Umkreisen soll ihr lebelang.

Sie sänge wohl dann in der Dämmerung
Mein Lied in einer stillen Stund;
Unsterblichkeit heißt nach dem Tod zu seyn
Ein Lied in der Geliebten Mund!

23.

Ihr Auge ist mir alles,
Gestehen will ich's frei;
Ihr Auge ist mir Kirche
Kapell' und Sakristei.

Dieweil in ihrem Auge
Ein großer Stern brennt;
Dieweil das Kreuz ist immer
Der Sterne Fundament!

Humoralbriefe.

An J. von W. in B.

München.

Nein, so haben wir nicht gewettet, meine Holde! Ich habe Ihnen meinen kleinen Schreibefinger versprochen und Sie wollen die ganze Autorhand!

Sie sitzen in Ihrem Boudoir, Sie halten sich das niedliche Füßchen hübsch warm, und das fröhliche Herzchen hübsch kühl; der Postträger bringt Ihnen meinen Brief, die Grazien lesen mit Ihnen, sie legen ihn auf Ihre Toilette, zu Ihren Waschwassern und zum Freimüthigen, lächeln, und damit bin ich und Brief vergessen. Ja, wenn ich dieses Lächeln sehen könnte! —

Ich aber soll Ihnen, so wollen Sie es durch-

aus, meine Ansichten über Süd und Nord, über Wien, Berlin und München, über Literatur, Kunst, Geselligkeit — und was jetzt noch zur lieben Hausmannskost gehört, mittheilen.

„Ich! eine arme Magd! unkundig des verderblichen Geschäfts!"

Auch über Politik? Ach Gott! was will eine Dame, eine reizende, schöne, junge Dame von Politik? Wenn Sie wissen, daß der König von Frankreich wirklich König von Frankreich ist, so wissen Sie genug, und mehr als ich selbst mit Bestimmtheit weiß. Was brauchen Damen Politik? Wenn sie nur ihr monarchisches Herz mit constitutionellen Institutionen umgeben, wenn sie das Oberhaus des Verstandes immer in Einigkeit mit der Herzenskammer der Empfindungen einig haben!

Die Berliner Literatur? „gäb' es anders dergleichen!" ach, um die bekümmere ich mich nicht, das würden Sie gleich sehen an meinen vollen, frischen Wangen, an meinem heitern Blick, an meiner Eßlust.

Aber da kam mir heute ein Blatt des Holzliteraten Gubitz, dieses Blatt von dem Professor der

Langweiligkeit, in die Hand, und ich sehe mit Erstaunen, daß die Bühnendichter sich wieder regen, und daß „unser lieber Gubitz", wie ihn alle Juden in Berlin heißen, vergaß, wie er sich mit seinem Häring=Timpe auf die Strümpfe machte, daß er wieder mein Freund genug ist, um in seinem Blatte gegen mich losziehen zu lassen! Ich sehe, er hat einen „Zimmermann" gefunden, er bleibt doch hübsch bei seinem Metier, Holzschneider und Zimmermann.

Ach, meine Schöne, lesen Sie doch die ästhetische Diarrhöe dieses jungen Doktors; o junger, hoffnungsvoller Zimmermann, fahre so fort, Du kannst noch einmal eben so berühmt werden, wie Herr Gubitz und sein Gesellschafter im Holzschneiden, und bei den Berliner Banquiers für Geist und Herz zu Tische gebeten werden.

Sehen Sie, meine verehrte Freundin, die Berliner Bühnendichter und die Bourbons, sie haben in ihrem Unglücke nichts gelernt, sie haben nichts vergessen. Nach der ersten Restauration, d. h. als ich Berlin verließ, und Gubitz, Häring und Förster allein sich wieder breit machten auf dem papiernen Journalthron, haben sie nicht, doch nicht gelernt zu schwei-

gen, in Demuth zu schweigen über mich, der ich ihnen schon einmal in conspectu populi einen Schilling gegeben, daß sie geflennt haben wie die Schulknäblein, und hübsch artig wurden, und mir ein Patschhändchen gaben und versprachen, sie wollen es nimmer thun, ich möchte nur die Ruthe verstecken. Aber trau' einer einmal ungezogenen Kindern! Sie sagen jetzt wie die Russen: „Gott wohnt hoch, und der Saphir wohnt weit.“ Ruhig Kinderchen, der Witz hat noch einen längern Arm, als die Dummheit; ich sage euch noch einmal: „ruhig Kinderchen!“

Ich glaube, daß es wahr ist, meine schöne Freundin! was Sie mir schreiben, daß die Berliner ausrufen:

„Ist denn kein Saphir unter uns!“

wenn sie sehen, wie die knorrige und knurrige Krüppelholzliteratur im Sande wieder wuchert und sich breit macht. Gelassen, meine lieben Freunde, euch kann geholfen werden! Ich will diese Pharaos wieder heimsuchen, welche die Kinder meines Geistes nicht in Frieden wollen ihres Weges ziehen lassen. Kömmt so ein lederner Bemerker-Zimmermanns-Lehrjung, und beschimpft mich, und sagt, er wolle zu-

geben, ich habe Witz! Wie viel solche Zimmermänner und Gubitze muß man denn zusammenstoßen, bis sie begreifen, was Witz ist?

O, daß euch der Börne hole!

Sie wissen ja selbst, meine geistreiche Freundin! wie sie Alle vor Börne und Heine auf den Knieen lagen, wie ihn der Gubitz angesellschaftet, der Häring angehäringt, und der Förster angehofräthelt hat, wie sie mit den Blähungen dieser Männer aus dem humoristischen Feuerofen, wie mit Weihrauch, vergötternd in ihren Blättern herumräucherten, wie sie um Börnes Geist wedelten, wie die Möpse um die edle Dogge, und dann, als Börne und Heine in ihrem politischen Schnupfen, den sie sich in der Pariser Zugluft holten, gegen das heilige, deutsche, römische Reich bluthüstelten, und gefährliche Gedanken ausnießten, da, o glückliches Deutschland, da bewies Häring im Brock-Narren-Haus-Blatte, Börne sey ein Jude; darauf lächelte er, und Preußen war gerettet! Er bewies, Börne sey ein dummer Kerl, und Deutschlands Ruhe war hergestellt, und ein Berliner Geheimrath lud ihn zum Thee, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte mit dreifärbigem Ton: „Sie sind

ein Patriot!" und Häring bat sich den Patrioten schriftlich aus, um ihn seinen Kindern zu hinterlassen, die vielleicht einmal dadurch Hofräthe werden können!

O, daß euch der Börne hole!

Habt ihr ihn gelesen, den „Häringsalat?" Wie schmeckt er? —

Rathen Sie, meine Freundin, doch dem Herrn von Holtei, da er doch für die Armenspeiseanstalt lies't, er möchte diesen Häringsalat lesen. Der wohlthätige Mann! Wenn auch die Armen nicht durch diese Vorlesungen gespeis't werden, so können sie doch hineingehen, und den Appetit verlieren, das kömmt dann auf Eins heraus!

Sehen Sie, meine edle Freundin, die Satyre ist stärker als die Freundschaft; jetzt erst habe ich Lust, ein wenig nach Berlin zu kommen; ich muß sie wiedersehen, ich muß zu Gubitz sagen:

„da mihi Basia mille!"

Meine Seele lechzt nach dem Anblicke von Bühnendichtern!

Wahrlich, ich will sie von nun an wieder in die

Zucht nehmen, die wieder auf Tisch und Bänke springen; ich will es der Residenz erzählen, wie man Berliner Literat wird. Doch zuerst eine kleine Antwort auf Ihr Begehren in Hinsicht der Städte Wien, Berlin und München.

An J. von W. in B.

München.

Ich soll Ihnen, meine geistreiche Freundin, meine Ansichten über die Städte Wien, Berlin und München mittheilen, und zwar, so sagen Sie, in jenem leichten, ungenirten Tone, wie ich mit Ihnen Abends stets zu plaudern pflegte. O! man plaudert viel angenehmer und leichter, wenn man in Ihre zwei plauderhaften blauen Augen schaut, und die geistreiche Regung Ihres Angesichtes mich anregt! Geben Sie mir vor Allem den Archimedespunkt außer diesen drei Städten, denn ach, in Wien will man keinen Humor, in München versteht man keinen Humor und in Berlin will und versteht man den Humor, um ihn — zu hassen.

Wien ist eine große Stadt, Berlin ist eine Stadt, die groß ist, und München ist groß wie eine Stadt. Das Leben in Wien ist ein flottes, frohbewimpeltes Schiff auf der schwellenden und frischströmenden, blaulachenden Donau; das Leben in Berlin ist ein gefirnißter, trockener, aber ästhetischer „Aeppelkahn" auf der philosophisch dünnen Spree, und das Leben in München ist ein bequemer, behaglicher, wohlverproviantirter aber flacher Floß auf der gutmüthig fortschmollenden Isar.

Die Stadt Berlin hat die fixe Idee, eine Stadt seyn zu wollen, so wie die Mittwochsgesellschaft glaubt eine Gesellschaft zu seyn. Berlin aber ist bloß ein Gesellschaftsspiel von Häusern. Die Häuser sind zusammengekommen, um Thee zu trinken, und haben neben einander Platz genommen, sie stehen neben einander, große und kleine, wie Minister und Referendare, steif, lächelnd und leblos. Die große Friedrichsstraße ist die Leibbinde Berlins, aber nicht ihr Anmuthsgürtel; mir ward immer in ihr zu Muthe wie in Göthes westöstlichem Divan. Da ist alles hübsch glatt und fein und geschniegelt und zierlich, aber kalt und schroff, Blumen ohne Duft, Nachti=

gallen ohne Stimme. Wenn man in der Mitte dieser Straße steht, hat man keine andere Empfindung, als daß diese Straße zu dem einen Thore hereinspazirt, um zu dem andern gegenüber wieder herauszuspazieren. Ein jedes Berliner Haus ist, wie ein jeder Berliner Mensch, ein freier, gebildeter Egoist, es schließt sich bloß aus Convenienz und weil es sich so schickt an die andern Häuser an, aber nicht aus Herzensdrang, aus Neigung zur Geselligkeit.

Ich bin überzeugt, meine verehrte Freundin, wenn die Berliner Häuser in eine Conditorei gingen, jedes Haus würde sich an einen andern Tisch setzen, und das Haus von der Jerusalemsstraße würde bei sich von dem Hause in der Königsstraße sagen: Der Racker! Der Geist der Civilisation, ein Commandostock, hat den Berliner Häusern anbefohlen, sich in Reih' und Glied zu stellen, Brust heraus! Sie bilden Straßen bloß um die Menschen höflich durchzulassen, und ein Haus steht neben dem andern da, damit sich des Nachbars Haus ja beileibe nicht auf seinen Platz stelle! Die Stadt, wie ihre Literatur, hat keine Höhen, keine Thürme, keine Glocken, blos Knarren. Der große Opernplatz allein ist ein ge-

bautes Feenmährchen, ein steinernes Epos mit lyrischen Episoden, und das anspruchlose, bescheidene Haus mit seinem anspruchlosen, liebenswürdigen, herzens- und gemüthsklaren König, mit seiner Brust voll reiner Menschenliebe und Gerechtigkeit, dieses Häuschen ist der Zauberstab dieses Feengemäldes! Alle andern Plätze scheinen bloß zur Schildwach auf ihre Stelle beordert zu seyn, und warten mit Langerweile auf die Ablösungsstunde. Die Straßen nehmen sich eine die andere nicht in den Arm, oder wie man in Berlin sagt: sie fassen sich nicht unter, um durch die Stadt zu laufen.

Da ist es in Wien ganz anders, meine schöne Freundin, da laufen alle Straßen Arm in Arm, oder wie man in Wien sagt: mit verschlenkertem Arm wie herzensliebe Freunde durch die ganze Stadt; kommt ihnen eine andere Straße in den Weg, ei, da wird ein bischen angehalten und freundlich die Köpfe zusammengesteckt. Die Häuser stehen da und rufen sich gemüthlich „guten Morgen" oder „guten Abend" zu, und plaudern hinüber, mit den Häusern gegenüber, und es scheint immer, als wenn sie noch nicht aus einander könnten, weil sie sich noch

immer etwas ins Ohr zu flüstern haben. Ein Wiener Haus ist auch wie ein Wiener Mensch; sieht er irgendwo ein anderes Haus stehen, da stellt es sich gleich freundlich und gutmüthig und gesellig zu ihm hin und macht seine Bekanntschaft, und wenn wir die Sprache der Häuser verständen, so würden wir hören, wie ein Haus zum andern sagt: „wollen wir heut Abend zum Sperl gehen? da giebt's a delikat's Schnitzl, kommen's mit mir!"

Jedes Haus in Wien ist eine liebliche, freundliche, schalkhafte Donaunixe, und singt den Vorübergehenden zu:

„In meinem Schlößlein ists gar fein u. s. w.
Komm Ritter kehre bei mir ein." –

Den Wiener Häusern sieht man es an, daß Menschen darin wohnen; den Berliner Häusern sieht man es an, daß Berliner in ihnen wohnen.

Es ist in Deutschland Gewohnheit geworden zu sagen: „In Berlin athmet und denkt man frei, in Wien athmet und denkt man ängstlich." Ich weiß es nicht, mein Brustkasten hat kein Gedächtniß, aber so viel weiß ich, daß man in Berlin nicht mit der Brust, sondern mit dem Gehirn athmet und

fühlt, und daß man in Wien mit dem Herzen denkt. In Wien drückt man sich gegenseitig an das Herz; in Berlin drückt man sich an den Kopf.

Doch ich wollte ja vorerst bloß von der Stadt qua Stadt sprechen; von den Menschen, Schriftstellern in meinen spätern Briefen.

Der Stephansthurm! Dieß eine Wort schlägt tausend Berlins todt! Er steht da wie ein ernst freundlicher Großvater unter den zahlreichen Häuser-Enkeln, die um seine Knie herumspielen und die Händchen zu ihm emporstrecken. Ich bin oft in Wien den ganzen Tag über ein wüster Mensch gewesen, und die halbe Nacht dazu; mein Kopf hatte von all' dem Treiben und Toben oft Sodbrennen, und mein Herz den Katzenjammer; da setzte ich mich noch um zwölf Uhr hin vor Benko's Caffeehaus, und sah hinauf an Sankt Stephan, der da stand wie ein erhabener Mahner, wie ein aufgehobener Zeigefinger des Gewissens, wie ein ewiger, unbekannter Warner, gehüllt in seinen Schattenmantel, der in Riesenfalten über die kolossalen Glieder niederfloß; da ebneten sich die wild bewegten Wogen meiner Brust vor dem stillen Segensanblick dieses frommen,

altergrauen Greises. Friede und Ruhe zog in meine Seele ein, ich ging als ein guter Mensch wieder nach Hause, wenn es auch die Wiener Polizei mir nicht immer glauben wollte!

Jedoch, ich höre Sie schon ungeduldig ausrufen: München, München, kommen Sie doch einmal zu München!

Hier, meine Schöne, kratze ich mich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Bedeutendes hinter dem Ohre, hüstle, nehme eine Prise, trinke ein Glas Pichlbräubier, seh' mich um und beginn schüchtern: München, meine Holde, ist ein Häuserstiefel, ein antiker Ballen, neu modern vorgeschuht mit gothischem Absatz. München wird in zwei Theile eingetheilt, in die Münchner Stadt und in die Stadt München. Ich will Ihnen das in meinem nächsten Briefe erklären.

An J. von W. in B.

München.

Sie haben mir also gezürnt, meine schöne Freundin, gezürnt über meine Ansicht der Berliner Straßen? Das hätte ich sehen mögen, es hätte mich gar zu sehr gefreut! Das blaue Koller-Aederchen hätte ich sehen mögen, wie es auf dem Elfenbeinthrone der Gedanken auf Ihrer Stirne anschwoll, und wie aus Ihrem klaren Augenhimmel kleine Zornblitze fuhren; ich hätte keinen Blitzableiter auf mein Herz gesetzt, sondern ich hätte sie alle einschlagen lassen! Sie haben gezürnt! Wenn das ist, so wird noch aus der Taube ein Lämmergeier, und aus Gubitz ein Schriftsteller!

Sie zürnen, und bitten dennoch um die Fortsetzung meiner Briefe? Wie? wenn ich nun auch zürnte? Wenn ich nun meine Briefe, eben da, wo sie anfangen, himmlisch interessant und göttlich geistreich zu seyn, abbräche, und Sie Ihren Freundinnen beim nächsten Thee nicht Wort halten könnten, und Ihnen die versprochene Schilderung Münchens von Saphir nicht vorlesen könnten?! Es wäre gräßlich! Sie müßten dann vielleicht noch ein Gedicht: „Den Tod des Trompeters," aus der Mittwochsgesellschaft anhören! Nein, ein Bösewicht bin ich zwar, aber ein Barbar bin ich nicht! Den „Tod des Trompeters" sollen Sie, meine geistreiche Freundin, nicht sterben!

Sie glauben gar nicht, was wir hier über „den Tod" gelacht haben! Die Mittwochsgesellschafter sind doch komische Leutchen! Sie setzen einen Preis aus auf das beste Gedicht; Chamisso gewann den Preis; das hätte ein Blinder vorausgesehen! Einen Dichter haben sie in der Gesellschaft, und setzen einen Preis aus, ob er über sich selbst den Sieg davon tragen wird. Aber es ist nichts so übel, es hat doch seine gute Folgen; hier ist eine seit

zwölf Jahren an Melancholie leidende Frau durch das Gedicht kurirt worden, welches der Schau-Dichterspieler von Holtei bei diesem Hohl-Bein-Todtentanz nach Raimunds Aschenlied sang, und im Junggesellschafter abdrucken ließ.

Schon bei den ersten Zeilen:

„Wer trägt sein graues Haar
So stolz (?) so wunderbar?
Kein Jüngling trägt es so,
Das ist der Chamisso! (!!!)
Er lebe!"

fing die Melancholische an bedeutend zu lachen. Aber als wir die zweite Strophe lasen, da war sie komplett genesen:

„Der die geschälte Frucht
Des Cocus aufgesucht,
Trinkt lieber unsern Wein, (Grünberger?)
Läßt Wilde Wilde seyn,
Und steigt als Musenmann (Muselmann?)
Kühn zum Parnaß hinan,
So mög er rüstig stehen,
Mög' herrlich weiter gehen,
Er lebe!"

Der gute, biedere, geistreiche Chamisso! womit hat er das verdient?! Chamisso wird sich nun

nicht zu rathen wissen; er soll „rüstig steh'n" und „weiter geh'n"; „det jienge wohl, aber es jeht nich!"

Und Sie klagen über Langeweile? Sie verstehen es nur nicht, die unendliche Komik der Berliner Literatur so heraus zu finden! Darin will ich Sie doch in meinen spätern Briefen unterrichten, und jetzt in meiner begonnenen Eintheilung Münchens in die „Stadt München" und in die „Münchner Stadt" fortfahren.

Sehen Sie, meine schöne Freundin, der Unterschied, den ein Wort vor= oder nach=gesetzt, bewirkt, werden Sie aus dem französischen „femme-sage" und „sage-femme" am besten beurtheilen können.

Die „Münchner Stadt" ist eine gute, ehrliche, treuherzige, gutzuleidende, hübsche deutsche Frau von altem Schrot und Korn; die „Stadt München" ist eine vornehme, neumodische, schöne, steife und gezierte Dame. In der „Münchner Stadt" wohnen Männer und Weiber und Kinder, in der „Stadt München" wohnen Herren und Damen und junge Herrschaften. Die „Münchner Stadt" (beiläufig ge=

sagt derjenige Theil der Stadt, in welchem ich wohne) erstreckt sich vom Sendlingerthore bis zu der Theatinerkirche, vom Karlsthore bis zum Isarthore. In diesem Umkreise liegt die gute, freundliche, ehrliche Haut, die Münchner Stadt! Jedes Haus sieht aus wie ein Münchner Bürger, schlicht, einfach, ehrlich, treuherzig und geradezu. Da ist kein Zwang, keine Verstellung, wie sich jeder Münchner von Angesicht so gibt, wie es in seinem Herzen ist, so schaut hier gerade jedes Haus so aus, wie es inwendig beschaffen ist. Die Häuser in der „Münchner Stadt" haben keinen äußern Prunk, keinen leeren Schein, aber sie stehen so freundlich, so bekannt und so fidel da, daß es eine Freude ist. Die Häuser stehen neben einander, als wären sie plötzlich alle herausgelaufen, um etwas zu schauen, was auf der Gasse vorgehet; sie sind gar nicht recht angezogen. Ein Haus steht da in Hemdärmeln, das andere hat eine kurze, blaue Jacke an; ein drittes lehnt sich seinem Nachbar ganz bequem auf die Schulter; ein viertes steckt seine Erker-Nase ganz schnippisch in die Straße hinein; ein fünftes hat ein Bein in die Höhe gezogen, und balancirt auf ei-

nem Fuße; ein sechstes hat den ersten Stock herausgebogen, und sieht damit bei sich selbst zu ebener Erde ins Fenster hinein; ein siebentes hat sein Dach, wie eine Mütze, tief in die Augen gesetzt, damit die Sonne es nicht blende; ein achtes zog das Dach bis über die Nase herab; ein neuntes setzt sein Dach schräg und hochverwegen auf's linke Ohr u. s. w. Hier macht ein Haus ganz kleine, verliebte Fensteraugen, und reißt dabei den Thor-Mund gewaltig auf; daneben hingegen macht ein Hausgang große, gewaltige Fensteraugen, und ein kleines Thür-Mäulchen, wie eine schnippische Kammerzofe, wenn sie gerne küssen mögte, und doch nicht möchte! Bald scheint ein Haus das andere auf den Rücken zu nehmen, und ein anderes steckt seinen Kopf dazwischen, und sagt: „Was hobt's es denn mit einander?" Da steht ein Haus, dem die Strümpfe über die Beine des ersten Stockes hinunter schlottern, und dicht dabei ein anderes, das eben sein neues, gelbes Kamisol angezogen hat. Kurz, die Münchner Stadt ist was eigenthümlich Freundliches, und so etwas, was einem wohl thut und wohl gefällt, eben weil Alles so ungenirt und doch so kommod und

herzig ist. Die Straßen in der Münchner Stadt sind Volkslieder, und jedes Haus darin ist ein naives und liebes Schnaderhüpferl. Zwischen diesen Schnaderhüpferln gibt es auch einzelne Steinklassiker: „Bräuhäuser" genannt. In diesen Steinklassikern ist Malz und Hopfen nicht so verloren, wie in andern großen Steinklassikern der modernen Zeit. Bayrisch Bier! Ach, meine Schöne, davon haben Sie keine Idee! Was ist Ihr Berliner Weißbier gegen unser Bayrisch Bier! Ungefähr eben das, was eine kühle Blonde in Berlin gegen eine heisse Brünette in München ist. Die hiesigen Bräuhäuser sind die ersten und tüchtigsten Stützen des Staates, und die Eigenthümer thun dem allgemeinen Besten mehr Nutzen, als die Mittwochsgesellschaft in Berlin.

Da habe ich das Conversations-Lexikon nachgeschlagen; im Buchstaben P. Da fand ich:

„Pauline, Prinzessin von Wolfenbüttel"

eine Seite voll, über.

„Periode"

drei Seiten in unendlichen Perioden; aber nirgends fand ich „Pschorr."

Pschorr ist aber ein Mann, der für die Mitwelt mehr reelles Verdienst hat, als die hochselige Prinzessin, und als alle Perioden. Er besitzt das erste und größte Bräuhaus unserer Zeit, und bezahlt dem Staate an 100,000 fl. jährl. Malzaufschlag.

Nun frag ich Sie, meine holde Freundin, verdient der Mann, den noch überdem bürgerliche Tugenden schmücken, nicht eben so gut eine Stelle im Conversations-Lexikon, als Pabst Alexander und das deutsche „Postwesen?" Allein der Weg, den das Conversations-Lexikon zum Nachruhme anweiset, führt durch ein Durch-Haus, durch Brock-haus. Das Conversations-Lexikon fabrizirt Nachruhm von Brockhausgnade, und wir werden bald darin lesen: „Mad. Brockhaus, gewesene Comödiantin Wagner, unsterblich durch ihr Talent, mit dem sie Mars, Schröder, Crelinger u. s. w. überstrahlte."

Die „Münchner Stadt" hat noch ein Prädikat: „Au" genannt, eine Vorstadt, mit welcher sie durch die Copula der neuen Isarbrücke zusammenhängt. Sehen Sie, meine schöne Freundin, diese herrliche Brücke, die kühn und frei, wie der Sprung der Iris, von einem Ufer an's andere springt, sehen

Sie, diese edle Simplizität, diese zweckmäßige Gediegenheit, und doch beschwingte Leichtigkeit. Der Baumeister dieser Brücke hat sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Stadt München erworben. Er war der städtische Bau- (nicht Geheim-) Rath Herr Probst, der nun selbst schon die lange Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit passirt hat, und mit dem Segen und theuren Andenken seiner Mitbürger einging in eine Welt, wo das wirkliche Verdienst belohnt wird, und wo kein Anderer für uns den Lohn einstreicht für das, was wir auf Erden gebaut haben. Die Brücke ist herrlich, aber kein dankbarer Stein nennt den Namen des Erbauers; kein Lohn schmückte die sorgenumzogene Schläfe des würdigen Meisters. Nur der edle, biedere Magistrat Münchens belohnte aus eigenem, gerechten Antriebe sein Verdienst, und ehrt auch in der Familie des Verstorbenen seinen Werth und Charakter.

Doch genug von der „Münchner Stadt"; ich komme zu der „Stadt München"; bis dahin leben Sie wohl, meine schöne, liebreizende Freundin!

Die „Theatinerkirche“ steht majestätisch und erhaben am Ende der Theatiner-Schwabingerstraße, und ruft der Münchner Stadt ein „Halt“ zu. Hier beginnt die Stadt München, das neue Athen; da hören die Häuser auf, und die Gehäuse beginnen. Die Wohnungen sind zu Ende, und die Logements fangen an. Sie treten da, meine holde Freundin, aus der Prä-Klenze'schen in die Post-Klenze'sche Bauwelt; hier fangen die Häuser an, die eingegraben werden, bevor sie geboren sind, und ausgegraben, wenn sie ihr seliges Ende erreicht haben.

Die „Ludwigsstraße“ gewährt einen imposanten, großartigen Anblik; die Häuserreihen rechts und links stehen wie ein Phalanx da, und der Totaleindruck dieser Steinschöpfung ist wahrhaft erhaben, den weitaussehenden und geistig großen Intentionen König

Ludwig's angemessen. Wie auf das schöpferische „Werde" entsprang durch König Ludwigs Geist diese riesige Straße, und eine neue Welt von Bauten im edelsten Style diesem sonst verödeten Theile Münchens.

Wer von dieser Seite in München einfährt, wird von dem Anblicke dieser prachtvollen Straße, und den sie umgränzenden, theils fertigen, theils noch unvollendeten Prachtgebäuden freudig überrascht werden.

Mit der Schönheit dieser Stadt München geht es aber, wie mit jeder Schönheit, wie mit den schönsten Frauen, sie sind im Ganzen schön, in's Einzelne aber darf man nicht eingehen; der Zerglie-derer der Schönheit ist zugleich ihr Mörder.

So wie Jean Paul sagt: „Architektur ist ge-frorne Musik," so paßt dieser Ausdruck wohl in so-ferne als die Baukunst, wie Poesie und Musik im Ausdruck des geistigen eine Kunst der Zeit ist, an und für sich aber ist sie eine Kunst des Raumes, das ästhetische Wohlgefallen ist bei ihm der unter-geordnete Theil, und die nützliche Zweckdienlichkeit ist ihre Basis und Grundbedingung. Ich möchte

die Architektur den „Styl der Steine“ und die Häuser und Gebäude „gebaute Briefe und Aufsätze“ nennen.

Die architektonische Schönheit der Form eines Hauses ist seine Calligraphie, seine innere Struktur aber die grammatische und syntaxische Richtigkeit, die richtige Eintheilung der Verhältnisse der innern Theile zu einander die Orthographie, und die gehörige Eintheilung der Gänge, Corridors, Treppen u. s. w. die Interpunktionszeichen.

Nun kann ein Brief calligraphisch ein Meisterwerk seyn, und von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln, eben so die Steinbriefe, Häuser genannt. Dieses ist auch bei einzelnen Bauten in der Stadt München der Fall; da scheint einem manches Haus wie ein Argus mit unzähligen Augen an; aber es thäte Noth, daß seine Bewohner, wie jener Besatzung des Schlosses der verzauberten Prinzessin Sinelinde, Flügel besäße, um hinein zu gelangen, da Thüre und Thor so schmal sind, daß kaum ein Seufzer der schmachtenden Ritter durchdringt.

In diesem Theile der Stadt, meine theuern

Freundinnen, finden Sie hingegen wiederum Schöpfungen, die den Ruhm ihres Königlichen Gründers auf die Nachwelt übertragen werden.

Der „Bazar“ mit seinen wunderherrlichen Arkaden und geschichtlichen Fresken, die gewiß von unsern Enkeln gerechtere Würdigung erhalten werden, als von den Vätern der Väter unserer Enkel. Da ist auch die „Glypthotek“, dieses neue, steinerne Nibelungenlied, voll Duft und Poesie, in welchem der Hort der Antiquitäten königlich aufbewahrt ist. Auch dieses unvergleichliche Gebäude, welches auf dem Continente seines Gleichen nicht hat, hat das Schicksal gehabt, nach seiner Vollendung noch ringsum abgegraben werden zu müssen, welches einem Witzbolde zu der Bemerkung Anlaß gab: Dieß Gebäude entspricht doch dem größten Theile seines Inhaltes, es ist auch ganz und gar wie eine Antique ausgegraben worden.

Auch die „Pinakothek“ wird ein feenartiges, imposantes Gebäude, entsprechend dem hohen Zwecke des kunstsinnigen Regenten.

Ich bedaure, meine schöne Freundin, daß Sie nicht der letzten Ständeversammlung beigewohnt ha-

ben; unsere Redner nahmen alle Steine dieser Bauten in den Mund, um dadurch Demosthenesse zu werden! Gar Mancher verwechselte die unbayerischen Namen Glypthotek mit Hypothek, und Pinakothek mit Apothek. Für die Kunst sollte gar nichts gethan werden; so will es das Völkerglück! O, meine edle Freundin, wenn wir es einmal erleben, daß Deutschland ein einziger, constitutioneller Staat wird, dann lassen wir unsere Kinder nicht mehr lesen und schreiben lehren!

Doch ich komme zu meiner Stadt München zurück; ich trete nie aus der Münchner Stadt in die Stadt München, ohne daß mich ein Haute-volée — Frösteln überfällt; die Häuser haben da eine solche vornehme Edukation, daß meine Seele immer Glaçéehandschuh anzieht, wenn sie dieselbe anschaut.

Aber schon sehe ich Sie, meine Theuere, ungeduldig die halbaufgeworfene Purpurlippe zuken, und ausrufen: Genug von den Stein-Futteralen, nun auch etwas von den Bewohnern.

Sachte, sachte, meine schöne Versucherin! das ist ein delikates Pünktchen! Ich will mich aber

schon so aus der Affaire ziehen, daß ich nicht ungezogen seyn, und doch so ziemlich hart an der Wahrheit vorbeischiffen werde.

Man könnte im Kurzen sagen: „Das Beste an den Münchnern das sind die Münchnerinnen, und das Schlimmste an den Münchnerinnen das sind die Münchner.

Es interessirt sie als Frauenzimmer gewiß am allerersten, von unserm schönem Geschlechte zu hören, und ich will, wenn Sie es den schönen Münchnerinnen nicht wieder sagen wollen, Ihnen reines Bier einschenken.

Als ich nach München kam, überraschten mich drei Dinge vorzüglich: Die Schnelligkeit der Wasser, die Zahmheit der Vögel, und die Gesprächigkeit der Frauenzimmeraugen.

Wenn Sie in den englischen Garten gehen, in diese unvergleichliche, humoristisch-gemüthliche Schöpfung, in diesen botanischen Hesperus, da laufen Ihnen die Wasser mit einer kühlungsaushauchenden Frische und Lebendigkeit vor und neben Ihnen her, als liefen sie vor schäkernden, nachlaufenden Najaden davon; es ist ordentlich, als ob der Strom

ein Weiberbrieflein wäre, das stets „in Eile" geschrieben wird. Es ist unbeschreiblich, welche eigene, anmuthige Lebendigkeit diese Rapidität der Wasser dem ganzen Garten verleiht. Wenn sie sich darauf in dem Hofgarten unter einen Baum setzen, hüpfen die Vögelchen von Zweig zu Zweig herunter, setzen sich Ihnen auf die Schulter, gucken Ihnen klug und helle ins Auge, und picken den Brosamen aus Ihrer Hand.

Und nun die Augen der Münchnerinnen! Ich habe schon viele Augen gesehen, in viele Augen zu tief gesehen, ich habe die Augen der Wienerinnen in niederösterreichischer Mundart reden gesehen; ich habe die Augen der Berlinerinnen sprechen gesehen, Augen, die immer den Dativ, wo andere den Accusativ setzen, Augen, die mir und mich auf einmal blinzeln; ich habe die Augen der Pariserinnen plaudern gesehen, Augen, welche konstitutionelle Monarchien mit republikanischen Institutionen proklamiren, Augen mit Trikolorbliken, die einem weiß machen, sie könnten noch roth werden, wenn man sie blau anlaufen läßt; ich habe die Augen der Engländerinnen flüstern gehört, Augen, die wenn sie

noch so softy sind, doch einen Lord vom Wollsack aus dem Conzept bringen können; aber alle diese Augen sind Stotterer und Stammler gegen die Augen der Münchnerinnen! Ein Münchner Frauenauge ist ein geborner Volksredner! Es liegt ein ganz eigenthümliches Leben, eine eigene Anmuth in der Beweglichkeit dieser Augen, und ich habe einmal einem Fremden, der mir sagte, er sey verlegen, wie er die Art des Blickens der Münchner Frauenzimmer nennen sollte, geantwortet: „Man kann sich nicht anders ausdrücken, als: ihre Augen trällern fröhlich, und ihre Blicke summen die Melodie: „Freut euch des Lebens" durch die lieblich beschatteten Wimper."

Es giebt manchmal Schönheiten, die einem groß ansehen, und dennoch kann man davon nichts anderes sagen, als: „Sie hat mich mit ihren schönen Augen angegähnt!" Andere werfen einem einen Blinzler zu, daß man glaubt, ihre Augen haben genießt, und ich denke mir immer bei einem solchen Blicke: „zur Genesung!" Aber in dem Blicke der Münchnerinnen liegt eine freundliche Offenheit, ein unbefangenes Frag-Amt: „Wo ist der Herr her? was will der Herr? wo geht der Herr hin? was ist's mit dem Herrn? der Herr kann mir gestohlen werden u. s. w."

Es ist eine wahre Freude, in diese Augen zu sehen, die anspruchlos, ohne Absichtlichkeit, so freundlich und liebreitzend in die Welt hineinschauen, und

das schöne Licht, das sie einsaugen, mit doppeltem Glanze wiedergeben.

Im Verhältnisse zu den Augen sind die Münchnerinnen größtentheils schön, edelgefärbt, im Bau harmonisch, eher etwas voll als schmächtig, und im Gange ungezwungen, leicht und graziös. Bloß ihre Füße würden sich etwas betreten fühlen, wenn ich große Dinge von ihnen sagen wollte; eine Tugend, in welcher sie mit dem ganzen Norden auf gemeinschaftlichem Fuße leben.

Die Riegelhauben und die Riegellocken streiten schon lange um den Vorrang der Schönheit, d. h. die bürgerlichen Schönheiten und die charakterisirten Schönheiten. Indessen hebt sich das wieder; wir haben hier bürgerliche Schönheiten mit adelichen Physiognomien und adeliche Schönheiten mit bürgerlichen Physiognomien.

Im Umgange, in Bildung, in Geist und Gemüth steht das Münchner schöne Geschlecht zwischen den Berlinerinnen und Wienerinnen mitten inne; es besitzt nicht die Prüderie und Affekterie mancher Berlinerinnen. Dafür hat es aber auch nicht jene sociale Conversations = Classizität der Wienerinnen. Sowohl in moralischer als geistiger Ausbildung steht das Münchner schöne Geschlecht höher, als das männliche. Doch davon in meinem Nächsten.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saphir, Moritz Gottlieb,

Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypressen, Literatur- und Humoral-Briefe

München 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 439
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11419137-9